

Oskar Weggel

Alltag in China

(Folge 3)

Soll und Haben:

Die materielle Seite des Alltags

Gliederung:

- 2 **Der "stoffliche" Alltag und die "Vier Grundbedürfnisse des Volks"**
- 2.1 "Bescheidener Wohlstand"
- 2.1.1 Soll und Haben
- 2.1.1.1 Zunächst einmal das "Haben"
- 2.1.1.2 Das Soll
- 2.2 Archetypen und Wandlungen der chinesischen Lebensart
- 2.2.1 Essen, Trinken und Tischkultur
- 2.2.1.1 Essen - mehr als bloße Nahrungsaufnahme
- 2.2.1.1.1 Soziologie des Essens
- 2.2.1.1.2 Philosophie des Essens
- 2.2.1.1.3 Magie des Essens
- 2.2.1.1.4 Mit der EBkultur die Politik kritisieren
- 2.2.1.2 "Ganbei!": Getränke und Trinkgewohnheiten
- 2.2.1.2.1 Heimische Getränke
- 2.2.1.2.1.1 Alkoholika: Dukangjiu und Maotai
- 2.2.1.2.1.2 Liköre und Weine
- 2.2.1.2.1.3 Tee
- 2.2.1.2.2 Der Siegeszug "westlicher" Getränke
- 2.2.1.3 Geräte, Gerichte und Schnellgerichte
- 2.2.1.4 Staatliche Vorgaben für eine "richtige Ernährung"
- 2.2.2 Kleidungsgewohnheiten, Kosmetik und Schmuck
- 2.2.2.1 Vom "Mao-Look" zurück zur Mode - und zur Seide
- 2.2.2.2 Die "kosmetische Revolution"
- 2.2.2.3 Schmuck
- 2.2.3 Wohnen
- 2.2.3.1 Die Situation auf dem Dorf
- 2.2.3.2 Die Wohnsituation in den Städten
- 2.2.3.2.1 Das Ambiente: hutong und longtang
- 2.2.3.2.2 Häuser und Wohnungen
- 2.2.3.2.3 Das Wohnungsinterieur
- 2.2.3.3 Reformüberlegungen und -maßnahmen
- 2.2.4 Verkehrswesen
- 2.2.4.1 Der leidige Engpaß
- 2.2.4.2 Der zähe Stadtverkehr
- 2.2.4.2.1 "Mädchen für alles": Das Fahrrad
- 2.2.4.2.2 Die chronisch überfüllten Busse
- 2.2.4.2.3 Taxen: Von der Limousine zum "Brötchen"
- 2.2.4.2.4 U-Bahn: Leistungen und Absurditäten
- 2.2.4.3 Der lückenhafte Überlandverkehr
- 2.2.4.3.1 Engpaß Straße
- 2.2.4.3.2 Engpaß Schienenverkehr
- 2.2.4.3.3 Binnenschifffahrt
- 2.2.4.4 Das ganz alltägliche Chaos
- 2.2.4.5 Und die Freizügigkeit?
- 2.2.4.6 Telekommunikation
- 2.2.5 Gesundheit
- 2.2.5.1 Das "Grundversorgungssystem" in Stadt und Land
- 2.2.5.2 "TCM" und Volksmedizin: Diagnose, Therapie und "Heilkräuter"
- 2.2.5.3 Schwierigkeiten bei Problemfällen
- 2.2.5.4 Vorliebe für "Sozialmedizin"
- 2.2.5.4.1 "Drei Übel": Spucken, Rauchen, Essen aus dem gemeinsamen Napf
- 2.2.5.4.2 Augenleiden
- 2.2.5.4.3 Hygienekampagnen gegen Ratten und Mäuse
- 2.2.5.5 Ziele der Gesundheitspolitik bis zum Jahr 2000

- 2.2.6 Daseinsvorsorge und Umwelt: Der Ruf nach dem Staat
- 2.2.6.1 Wasserversicherung und Wasserabwehr
- 2.2.6.2 Müll
- 2.2.6.3 Schutz der Umwelt
- 2.2.6.3.1 Sünden der maoistischen Vergangenheit...
- 2.2.6.3.2 ...und der reformerischen Gegenwart
- 2.2.6.3.3 Umweltschutzgesetzgebung: Theorie und Praxis

2

Der "stoffliche" Alltag und die "Vier Grundbedürfnisse des Volks"

2.1

"Bescheidener Wohlstand"

Zu Beginn der 80er Jahre zeichneten die Reformer mit Leuchtstift drei strategische Entwicklungsziele an den Horizont: Erstes Ziel müsse die Verdoppelung des BSP zwischen 1980 und 1990, zweites Ziel die abermalige Verdoppelung bis zum Jahre 2000, womit bereits ein "bescheidener Wohlstand" erreicht wäre, und drittes Ziel die "Schaffung von Wohlstand" bis zum Jahr 2049 sein - dem 100jährigen Gründungstag der VRCh also!

Verständlich, daß die Einwohner der Volksrepublik, die bis dahin materiell ja nicht gerade verwöhnt und die vorübergehend sogar mit der Formel "Sozialismus = Entbehrung" abgespeist worden waren, gerne gewußt hätten, was unter einem "Land von mittlerem Niveau" (zhongdeng shuipingde guojia) [1]¹ zu verstehen sei. Immerhin war dieser Begriff mittlerweile ja zum Zaubermotiv für eine bessere wirtschaftliche Zukunft geworden. Was also ist ein "Land mittleren Niveaus" - oder auch, wie es manchmal heißt, ein "Land mit bescheidenem Wohlstand"?

2.1.1

Soll und Haben

2.1.1.1

Zunächst einmal das "Haben"

Wo steht China zu Beginn der 90er Jahre im internationalen Vergleich? In ihrem *Bericht über die Weltentwicklung 1991* plazierte die Weltbank das chinesische BIP rein rechnerisch hinter den USA, Japan, Deutschland, Frankreich, Italien, Großbritannien, Kanada und der ehemaligen Sowjetunion auf den 9. Platz, gerechnet nach Kaufkraftparität aber hinter den USA und Japan sogar auf den 3. Platz.

Auch die jährlichen BSP-Zuwachsraten können sich sehen lassen. Mit Steigerungsraten von durchschnittlich 7% hat China zwischen 1953 und 1990 hinter Singapur (8,4%) und Südkorea (8,3%) das drittschnellste Entwicklungstempo der Welt vorgelegt - und sich 1993 sogar an die Spitze setzen können. Bei einigen Güterkategorien wie Zement, Baumwollstoffe, Getreide, Rapssamen und bei der Fleischproduktion, nicht zu vergessen auch bei der Kohleproduktion, stand China bereits 1991 auf Platz Nr.1, beim Schiffbau auf Platz Nr.3, beim Stahl auf Platz Nr.4 und bei der Rohölherzeugung auf Platz Nr.5 - um hier nur einige Bereiche anzuführen. Bei der Stromerzeugung, im Verkehrswesen, aber auch bei der Zahl der Telefonanschlüsse und nicht zuletzt im Außenhandel schnitt China dagegen weit unter seinen Möglichkeiten ab.

Weitaus weniger hell strahlt das Bild, wenn man die Werte nicht absolut setzt, sondern sie *pro Kopf* rechnet, da der einzelne hier i.J. 1990 erst auf dem 96. Platz landete, und zwar mit 370 US\$ pro Jahr, während der Weltdurchschnitt bei 4.200 US\$ lag. Immerhin zeigen sich auch beim Pro-Kopf-Kalkül noch beachtliche Leistungen! Bei Kohle und Getreide lag China hier über Weltniveau. Bei Stahl erreichte die Pro-Kopf-Erzeugung dagegen nur 45%, bei der Stromerzeugung nur 26, bei Zement nur 15, bei der Fleischversorgung nur 40% und bei Milch gar nur 6% des Weltdurchschnitts.

Auch bei der Zahl der Mittel- und Hochschulabsolventen sowie im Gesundheitswesen konnte China das "Weltniveau" nicht erreichen. So kamen beispielsweise 1991 auf 1.000 Menschen nur 2,4 Krankenhausbetten (Deutschland: 8) und lediglich 1,1 Ärzte (Deutschland: 3).

Überdies ist der nationale Reichtum alles andere als gleichmäßig verteilt. Vielmehr gelten auch 1993 noch 520 von insgesamt 1.903 Kreisen als arm, brauchen also staatliche Subventionen. Ferner gab es 1993 noch rd. 80 Millionen Menschen, die mit einem jährlichen Einkommen von 300 Yuan zurechtkommen mußten.

Die offizielle "Armutslinie" wurde 1986 jedoch bereits bei 200 Yuan gezogen. Wer pro Jahr weniger verdient, befindet sich also im Orkus des reformerischen China. 1985 lag diese Zahl bei 110 Millionen Menschen, Ende 1989 bei 40 Millionen. Noch zu Beginn der 90er Jahre lagen die vom Staat aufgebrauchten Finanzmittel für die Bekämpfung der Armut bei 4 Mrd. Yuan pro Jahr.²

Sozialgefälle gelten nicht nur bei der Bevölkerung, sondern auch bei der Führung als Ursache allen Übels. Deng Xiaoping formulierte diesen Gedanken folgendermaßen: "Wenn von den 1,1 Milliarden Menschen Chinas nur etwa 100 Millionen reich würden, während über 900 Millionen in Armut verharrten, dann bliebe den Diskriminierten nichts anderes übrig, als zur Revolution zu schreiten. Aus diesem Grunde (darf Marktwirtschaft) nur unter den Prämissen des Sozialismus stattfinden. Gegenwärtig ist es einigen Regionen zwar erlaubt, sich etwas früher und schneller (als andere) zu entwickeln, wird jedoch ein bestimmtes Niveau erreicht, muß eine erneute Umverteilung erfolgen."³

Vom guten alten Ideal des Maoismus, nämlich der "Egalität" (pingjunzhuyi) [2] ist also kaum noch etwas übriggeblieben.

Von der "offiziellen Armut" und der wachsenden Ungleichheit einmal abgesehen, waren die oben wiedergegebenen Ergebnisse jedoch durchaus zufriedenstellend, wenn man sie vor dem Hintergrund der "bitteren Vergangenheit" betrachtete, nicht jedoch, wenn man sie mit *künftigen* Erwartungen verglich.

2.1.1.2

Das Soll

Tagtäglich werden über Rundfunk, Fernsehen und Printmedien Jubelmeldungen über den schnellwachsenden "Wohlstand" der Bevölkerung verbreitet. Was aber soll man sich unter "Wohlstand" auf "mittlerem Niveau" (zhongdeng shuiping) [3] eigentlich konkret vorstellen? Um sich nicht länger dem Vorwurf auszusetzen, sie pro-

duziere nur heiße Luft, legte die Regierung mit Hilfe des staatlichen Statistikamts Mitte 1992 eine Reihe von Orientierungswerten für den "relativen Wohlstand" i.J. 2000 vor. Folgende Parameter werden hierfür angegeben: (1) Durchschnittliches Pro-Kopf-BSP 2.400 Yuan, (2) durchschnittliches Pro-Kopf-Jahreseinkommen 1.400 Yuan, (3) durchschnittliche Wohnfläche pro Kopf 15,5 qm, (4) durchschnittlicher täglicher Kalorienverbrauch 2.600, (5) Anteil der Nahrungsmittelausgaben am Realeinkommen 47-49%, (6) durchschnittliche Lebenserwartung 70 Jahre und (7) Anteil der Schüler in Mittelschulen 55-60%. Angeblich haben 57,5% der Bevölkerung dieses Niveau bereits 1990 erreicht. Bei einer Differenzierung zwischen Stadt und Land ergibt sich ein etwas abgeschatteteres Bild:

So werden zur Messung des "relativ komfortablen Lebens" in den *Stadtgebieten* 15 Indizien genannt, darunter (1) durchschnittliches Pro-Kopf-BSP 5.000 Yuan, (2) 36-40% Anteil des Dienstleistungssektors am BSP, (3) durchschnittliche Pro-Kopf-Wohnfläche 8-10 qm, (4) abgeschlossene Wohnung für 60% der Haushalte, (5) durchschnittliches Pro-Kopf-Jahreseinkommen 2.380 Yuan, (6) Anteil der Nahrungsmittelausgaben am Realeinkommen 44-46%, (7) eine Tageszeitung für drei des Lesens kundige Abonnenten, (8) eine Arbeitswoche von fünf Tagen und bezahlter Urlaub von zwei Wochen pro Jahr.

Für die *ländlichen* Gebiete gelten abweichende Einkommens-, Sozial-, und Wohlbefindlichkeitsindikatoren, nämlich (1) durchschnittliches Pro-Kopf-Netto-Einkommen 1.100 Yuan, (2) Anteil der Nahrungsmittelausgaben 50%, (3) Pro-Kopf-Ausgaben für Bekleidung 70 Yuan, (4) Verbreitungsrate von Fernsehgeräten 70%, (5) durchschnittliche Ausbildungsdauer pro Arbeitskraft 8 Jahre, (6) sauberes Trinkwasser für 90% der Bauern, (7) Versorgung von 90% der Haushalte mit Elektrizität, (8) Ausstattung von über 70% der Dörfer mit Telefonanschlüssen, (9) 90% der Bauern sollen die "Fünf Garantien" erhalten und (10) die Kriminalitätsrate soll unter 5% pro 10.000 Personen liegen.⁴

Der Begriff einer mittleren Lebensqualität, wie er in den hier angeführten Parametern zutage tritt, wird noch weitgehend ökonomisch-materialistisch definiert. Partizipationsmöglichkeiten, erweiterte Freiheitsräume und Vorstellungen von einer besseren Umwelt oder einer "sinnvolleren" Lebensgestaltung, wie sie vielen Mitgliedern sog. "hochentwickelter" Industriegesellschaften längst zur zweiten Natur geworden sind, tauchen hier nicht auf. Allenfalls "durchschnittliche Lebenserwartung", den Ausgabenanteil für Kultur und Freizeit sowie die Vermeidung krasser Einkommensgefälle ließen sich im gegenwärtigen chinesischen Kontext noch als eher nicht-materialistische Kriterien bezeichnen.

Doch wäre es allzu einfach, sich über einen solchen "Lebensqualitäts"-Begriff zu entrüsten oder gar lustig zu machen - genauso wenig wie es angebracht wäre, daß ein Deutscher der 90er Jahre sich über die materiellen Sehnsüchte eines Deutschen der späten 40er Jahre amüsierte. Die Definition der "Lebensqualität" hängt eben stark vom erreichten "Lebensstandard" ab, besteht also nicht nur aus subjektiven, sondern aus objektiven, historisch bedingten Kriterien, die sich auch in China schnell ändern können.

Kein Wunder, daß angesichts der frühen Entwicklungsphase, in der sich die VRCh noch befindet, "purer Materialismus" das Denken vieler Menschen bestimmt. Ständig und überall ist von Geld und Geldverdienen die Rede und bewundernde Seitenblicke und Anspielungen auf "Millionäre" und "10.000-Yuan-Bauern" sind an der Tagesordnung. Überall auch Überlegungen, ob man nicht seine sichere Position als Staatsangestellter aufgeben und "ins kalte Wasser der Selbständigkeit und Eigenverantwortung springen" - und damit jenem allgemeinen "xiahai" ("ins Meer gehen") folgen sollte, das seit Beginn der 90er Jahre zu einer Art neuer Lebensphilosophie - und Modeerscheinung - geworden zu sein scheint. Parallel zum Goetheschen "Halb zog es ihn, halb sank er hin" fragt die *Volkszeitung*,⁵ etwas ironisch, ob die Menschen am Ende nicht genauso ins "Meer" hineingezogen würden, wie sich sich dort hindrängten: "tui xiahai haishi yin xiahai"? [4]

Bei aller Bewunderung, die ein einfacher Angestellter mit 200 Yuan Monatseinkommen für den Yuan-Millionär hegt, bleibt dieser doch eine etwas ambivalente und obskure Erscheinung: vital und oft skrupellos, rund um die Uhr bei der Arbeit und allzu empfänglich für "zwielichtigen" westlichen Luxus, seien es nun goldene Uhren aus der Schweiz, Sonnenbrillen aus Hongkong oder mobile Telefone aus Japan.

Unabhängig von solchen Skrupeln möchte aber letztlich doch jedermann teilhaben an den Segnungen eines nicht zu knappen Lebensstandards.

Auch Sun Yixian hatte bekanntlich die "Hauptbedürfnisse des Volkes" mit zu einer wichtigen Orientierungsmarke seiner "Drei Lehren vom Volk" erhoben und dabei eine *Vierzahl* ausgemacht (minsheng si da xuyao) [5], nämlich "shi, yi, zhu, xing" ("Nahrung, Kleidung, Wohnung, Reisen") [6].⁶

Mit "Reisen" hat Sun Yixian die Verkehrsinfrastruktur, ja Infrastruktur überhaupt gemeint - und vielleicht auch den weiteren Bereich der Gesundheitsfürsorge, des Umweltschutzes und der Daseinsvorsorge.

2.2. Archetypen und Wandlungen der chinesischen Lebensart

2.2.1. Essen, Trinken und Tischkultur

2.2.1.1.

Essen - mehr als bloße Nahrungsaufnahme

Obwohl "essen" in der chinesischen Sprache mit dem bäuerlich klingenden Ausdruck "chi fan" [7] wiedergegeben wird, hat es sich doch zu einem Stück eigener Lebensart entwickelt - und wird allemal zu einem sozialen Ereignis, bisweilen sogar zur ästhetischen Selbstinszenierung. Auf alle Fälle aber ist die höchst lebendig gebliebene kulinarische Tradition des Reichs der Mitte ein Hauptausdruck chinesischer "Lebenskunst" (shenghuode yishu) [8], dem schon fast gesellschaftliche Integrationsfunktion zukommt und der sich mit soziologischen, philosophischen sowie magischen Arabesken umgibt, ja bisweilen sogar noch politischer Kritik die ironische Würze verleiht. Im einzelnen:

2.2.1.1.1

Soziologie des Essens

Über 2000 Jahre lang war die chinesische Geschichte für den größten Teil der Bevölkerung ein Kampf um den täglichen Reismaf. Dies hat sich auch in der Sprache niedergeschlagen, die wiederum das Denken so nachdrücklich mitbestimmt: Alles wird in China "gegessen", vom Reis (chi fan) über "Ungerechtigkeiten" (chi buping) bis hin zum "Kummer", den man am besten ebenfalls "hinunterschluckt" (chi ku). "Guten Tag" heißt auf chinesisches: "Hast du schon gegessen?" (ni chiguo fan ma) [9], wobei hier unterstellt wird, daß es dem Befragten mit leerem Bauch doch wohl unmöglich gutgehen könne. Viele chinesische Utopien und Paradiesvorstellungen kreisen um das Schlaraffenland. Der Durchschnittschinese findet bei keinem anderen Gespräch innigeres Behagen als bei einer Unterhaltung über die Küche. Über gutes Essen verbreitet er sich meist noch engagierter als ein Europäer über schlechtes Wetter. Einladungen zum Essen (qing ke) [10] gehören zu den kostbarsten Geschenken.

Höchster Ausdruck der Gastfreundschaft ist ein stundenlanges gemeinsames Schmausen am runden Tisch, höchster Ausdruck der Feindschaft andererseits das "Gefressenwerden": Die konfuzianischen Mandarine waren nach dem Urteil ihrer Kritiker von 1919 "Menschenfresser" (chi rende) [11]. Ungerechte Regierungen galten seit jeher als "menschenfressende Tiger" (chi ren hu) [12]. Zhou Enlai verglich China einmal mit einem "zähen Stück Fleisch", an dem sich jeder Imperialist unweigerlich zu Tode würgen, wenn er es verschlingen wolle. Während der Kulturrevolution fand der Klassenkampf, wie es manchmal hieß, sogar noch auf den Spitzen der "Eßstäbchen" statt. Subtile "Unterwanderungsversuche" galten als "Beschluß mit verzuckerten Kugeln" (tangyi paodan) [13]. War es ein Zufall, daß die Anfänge der Kommunistisierung des Bauernlebens i.J. 1958 ausgerechnet mit einer Änderung der Eßgewohnheiten (Speiseshalle statt Familientisch) Hand in Hand gingen?

Auch die Einwohnerschaft wird von jeher mit dem plastischen Ausdruck "Menschenmünder" (renkou) [14] wiedergegeben - und China hat Mitte der 90er Jahre immerhin bereits 1,1 Mrd. "renkou".

Wenn die chinesische Küche, die aus der Not eine so strahlende Tugend gemacht hat, ihre hohen Ansprüche auch heute noch einlöst, so ist dies nicht nur ein Verdienst des Durchschnittskochs, sondern auch des Gourmets, zu dem sich fast jeder Einwohner des Reichs der Mitte geboren glaubt:

- Köche: Zwei Kategorien von Küchenpersonal sind zu unterscheiden, nämlich einmal die Zuschneider, die mit ihrer Arbeit schon früh am Tag beginnen und alles Kochgut in kleine, für Eßstäbchen leicht faß- und schaufelbare Portionen zerlegen. Meist ist hier die ganze Familie mit von der Partie, so daß es in einem Restaurant nie beschäftigungslose Kinder oder Alte gibt. Am Ende könnten es die chinesischen Gastwirte sein, die die alte Großfamilie ins 21.Jh. hinüberretten.

Die eigentliche Kocharbeit liegt in der Hand des Küchenchefs, der in der Lage sein muß, innerhalb von Minuten ein Dutzend heißer Platten auf den Tisch zu zau-

bern, wobei er über 40 verschiedene Erhitzungsarten zu beherrschen hat: Das "zhu" (im Wasser kochen) oder das "tang" (kurzes Aufwallenlassen), das "jin" ("bei langsam nachlassender Temperatur in Wasser kochen"), das "men" (schmoren), das "shao" (rundum in Öl anbraten), das "zheng" (dämpfen), das "zha" (frittieren), das "bao" (bei großer Hitze schnell garen), das "kao" (im Ofen braten), das "zui" (betrunken machen, z.B. ein Hühnchen, das in Wein oder Alkohol mariniert wird: "betrunkenes Hühnchen"!)) und viele andere Kocharten mehr [15].

Das Zubereiten hat der Koch in aller Regel von einem Meister gelernt; Kochbücher (pengtiao shu) [16] westlichen Stils sind erst allerneuesten Datums; in alter Zeit gab es hier höchst einschlägige Werke eher philosophischen Inhalts.

- Gourmets: Die Kunst des Meisters lebt von den hohen Ansprüchen der "Tafelrunde" (yanhui) [17], deren Teilnehmer allesamt Kenner sind - oder zumindest als solche gelten wollen, und die ihrem Entzücken durch Begeisterungsrufe und durch leuchtende Augen Ausdruck verleihen, vor allem, wenn etwa eine goldbraun geröstete Peking-Ente kurz vor dem Tranchieren vom Koch noch einmal mit weitausgestreckten Armen vorgezeigt wird. Die Stimmung bei Tisch ist locker, man befindet sich unter "Freunden", legt die Jacken ab, stößt nach Herzenslust auf, stochert in den Zähnen und schlürft fröhlich den Alkohol. Nur Schmeuzen gilt als unanständig - es wirkt etwas allzu "ländlich" (tubaozi) [18].

Man vergesse nicht, daß die in Jahrhunderten entstandenen Rezepte und Tafelfreuden für die Reichen erdacht oder in städtischen Restaurants entwickelt worden sind, also eigentlich nicht für das Bauernvolk gedacht waren. Schon das Lesen einer Speisekarte (caidan) [19] ist ja ein kalligraphischer und auch bereits halbwegs kulinarischer Genuß, stellt allerdings auch Anforderungen an Lesefähigkeit und Empfindsamkeit für den Suggestionsreiz chinesischer Schönschrift: Speisekarten sind auch heute noch "ein Gedicht" sowohl in der Ausdrucksweise als auch in der formalen Gestaltung; jedes Restaurant, das etwas auf sich hält, beschäftigt unter seinem Personal nicht nur den Meisterkoch, sondern auch den Meisterkalligraphen (shufajia) [20].

Gemeinsames Tafeln dient dem individuellen Eßgenuß, darüber hinaus aber auch der Gruppenharmonie, die durch totale Hingabe an das Essen entsteht. In dieser Situation wäre es übrigens höchst unziemlich, Geschäftsgespräche zu beginnen. Viele westliche Geschäftspartner, die über allzu häufige Gelage lamentieren, bei denen am Schluß "nichts herauskomme", befinden sich auf dem Holzweg: Sie haben offensichtlich nicht begriffen, daß es hier um die Herstellung von "guanxi" geht, die mit zeitlicher Verschiebung allemal die Grundlage für solide Geschäftsbeziehungen abgeben.

2.2.1.1.2

Philosophie des Essens

Die Grundphilosophie des chinesischen "Geschmackswegs" (weidao) [21] geht, wie der Name schon sagt, auf den Daoismus zurück: kein Groß ohne Klein, kein Hell ohne Dunkel, kein Männlich ohne Weiblich, kein Genuß ohne Hunger, kein Yang ohne Yin - dies ist die Dialektik des Daoismus. Yin und Yang sind seine Urelemente.

Zwei Fischblasen in einem Kreis verdeutlichen ihre gegenseitige Verschlingung und versinnbildlichen die unauflösbare Einheit der Gegensätze. Zwei Symbole sind für den Daoismus besonders kennzeichnend, nämlich einmal das Wasser, das trotz seiner Weichheit an Stärke nicht zu übertreffen ist, und der unbauene Holzblock (pu) [22], dessen Anblick den Weisen dazu stimulieren soll, "naturbelassen" zu bleiben, sich nicht zu verkünsteln und sich vor allem wie das Wasser zu verhalten, nämlich "nicht zu handeln" (wu wei) und gerade dadurch am Schluß stärker zu sein als alles vordergründig Tätige.

Diese Einstellung hatte Konsequenzen für die Kochkunst und zwar sowohl im Hinblick auf Naturnähe als auch auf Ganzheitlichkeit. *Naturnah*: Nur frische Zutaten dürfen verwendet werden, weshalb der chinesische Koch fast genausoviel Zeit auf das Einkaufen wie auf das Zubereiten verwendet. Zweitens bevorzugt die chinesische Küche kurze und damit schonende Kochgänge. Ein Zentralbegriff ist das "huohou" [23], wörtlich "Befeuerungs-Zeit", das sich am besten mit "Belichtungszeit" wiedergeben läßt. Siedend heißes Öl dient als "Heiratsvermittler": Die Hitze wird zu einem Teil der Würze - mit der Folge, daß Nachwürzen in der Regel nicht ratsam ist. Lediglich eine kleine Menge Sojaöl darf bei der "Verschmelzung" (yitihua) [24] nachhelfen. *Naturnah* ist die Küche drittens insofern, als sie alles Kreatürliche fast ausnahmslos verwertet. Anders als in der hinduistischen oder der mohammedanischen Küche gibt es hier keine Eßtabus; alles, was sich mit dem Rücken nach oben bewegt, ist nach chinesischer Auffassung eßbar - und wird in der Tat auch verzehrt, vor allem im südlichen Guangzhou, dessen Bewohner, sehr zur Verwunderung vieler nordchinesischer Landsleute, selbst die ausgefallensten Gerichte - angefangen von Schlangen über Spinnen und Hunde bis hin zu Eidechsen und Schwalbennestern - nicht verschmähen. Was in der chinesischen Küche allerdings lange Zeit kaum vorkam, war Rindfleisch oder aber Milch und Käse.

Die chinesische Küche ist darüber hinaus auch *ganzheitlich*, insofern "Apotheke und Restaurant" hier dicht beieinander liegen und die Küche im Handumdrehen zur Gesundheitsküche wird. Die Speisen bleiben möglichst naturbelassen, sie verdauen sich leicht (weshalb man freilich auch schnell wieder Hunger bekommt) und sie sind weitgehend vegetarisch. Hier hat vor allem der Buddhismus mit seinem Tötungstabu einen Beitrag geleistet und anstelle von Fleisch das Dofu (wörtl.: Bohnenkäse) auf den Tisch gebracht, das, mit der nötigen Raffinesse zubereitet, durchaus den Geschmack und das Aussehen von Fleisch hat. Der Hygiene dient auch die Gewohnheit, nichts ungekocht zu lassen: Bismarckheringe oder Tartar haben zumindest auf dem traditionellen Tisch keinen Platz.

Die Unterschiede zur westlichen Küche liegen gar nicht so sehr in den Grundsubstanzen, die weitgehend identisch sind, als vielmehr in den Gewürzen, vor allem aber in der Machart.

Da es in der chinesischen Küche nicht nur auf den Geschmack und auf den Duft, sondern auch auf die Farbe und die optische Aufmachung ankommt, triumphieren hier Gewürze aller Art. Die Sojasoße (jiangyou) steuert beispielsweise sowohl zum Geschmack als auch zur Fär-

bung bei, Reiswein (huangjiu) und "Blütenpfeffer" (huajiao) mildern den scharfen Geruch von Fisch- und Hammelgerichten, Sternanis (bajiao) wirkt appetitanregend, Senfmehl (jiemo) wird zur Schärfung von kalten Gerichten benutzt, Sesamsoße (majiang) dient als Beigabe zu rohen Salaten, gegorener Bohnenkäse (jiangdoufu) findet bei der Geschmacksverfeinerung für zahlreiche Speisen Verwendung - ebenso wie Sesam-, Paprika- und Erdnußöl (xiangyou, lajiaoyou, huashengyou).

Hinzu kommen Ingwer und unzählige getrocknete Zutaten, vor allem Pilze, im übrigen aber auch wesentlich mehr Zuckerbeigaben als in der europäischen Küche.

Verschieden ferner die erwähnten 40 Arten des Pfannenrührens und nicht zuletzt auch die Getränkeauswahl, über die im nächsten Kapitel zu sprechen ist.

Keineswegs zu kurz kommen darf beim chinesischen Essen auch die *Ästhetik*. Im Idealfall gelangen die Speisen als Gesamtkunstwerk auf den Tisch, wobei sie in Duft, Geschmack und Form, vor allem aber in ihrer Farbkombination sogar symbolhafte Bezüge aufweisen können: Der Chefkoch des altbekannten Beijinger Longdu-Gasthauses, Li Guangyuan, fordert in einem Aufsatz zur "Kunst auf der Speisetafel",⁷ daß jedem Anlaß eine bestimmte Gestaltung entsprechen müsse: Für eine Familienfeier eigne sich beispielsweise besonders das Gericht "Die Schwalben fliegen zum Nest", zur Geburtstagsfeier eines alten Mannes serviere man am besten Gerichte, die den Symbolen "Kranich/Langes Leben" sowie "Glück-Groß wie das Meer" nachzuempfinden seien; für Geschäftsleute wähle man das Leitmotiv "Reichtum erwerben" oder "Der Gott des Reichtums bringt Schätze". Hierbei gelte es, die Gedecke jeweils so anzurichten, daß sie bestimmten malerischen Motiven oder Kalligraphiemustern entsprechen, die aus der Schatztruhe der chinesischen Kunsttradition stammen und die jedem einigermaßen gebildeten Teilnehmer der Tafelrunde auf Anhieb vertraut sind.

Ästhetischen Gesichtspunkten sind u.a. auch die überlieferten Schneideregeln unterworfen, die fordern, daß gewürfelt geschnittenes Fleisch stets mit gewürfeltem Gemüse und in Streifen aufgeschnittenes Fleisch gleichfalls nur mit länglichen Gemüsestreifen oder aber mit fadenartigen Sojabohnenkeimen angerichtet wird. Zu Nudeln gehören konsequenterweise ebenfalls längliche Fleisch- und Gemüsestreifen. Auch das Auge soll ja mitessen!

2.2.1.1.3.

Magie des Essens

Nicht zu vergessen schließlich das übernatürliche Element: Ein dreifacher magischer Bezug zieht sich durch die chinesische Kochphilosophie.

Erstens verbindet sie sich mit der heiligen Zahl "Fünf": So gibt es beispielsweise die fünf Getreidearten, fünf Fleischsorten und fünf Gewürze (wuxiang) [25]. Wuxiang besteht aus Blütenpfeffer, Sternanis, Zimtrinde, Gewürznelke und Fenchel. Vor allem aber werden immer wieder die "Fünf Großen Regionalküchen" (difang cai oder fengweide cai) [26] genannt - freilich gibt es daneben auch noch andere Aufzählungen, wie die Vier Großen Küchen (von Shandong, Sichuan, Huaiyang [27] und

Guangdong) oder aber die "Acht Küchen" (von Shandong, Hunan, Sichuan, Fujian, Guangdong, Jiangsu, Zhejiang und Anhui).

Typisch für nordchinesischen "difang cai" sind Mehlspeisen aus Weizen, die z.T. zu phantasievollen Teigplastiken ausgebacken werden, ferner Beijinger Feuertopf für die kalte Jahreszeit (ein aus der Mongolei und Zentralasien stammendes Gericht), des weiteren die weltberühmte "Pekingente", nicht zuletzt aber auch die typischen chinesischen Maultaschen, sog. "jiaozi", die wegen des phonetischen Gleichklangs mit dem (allerdings anders geschriebenen) "jiao" ("Wechsel") mit Vorliebe auch zum Jahreswechsel gegessen werden; jiaozi, die nicht gekocht, sondern gebraten auf den Tisch kommen, heißen "guotie" [28].

In Südchina überwiegen Reisspeisen und milde Zubereitungsarten, in Westchina (Sichuan-Küche) dagegen die scharfen Gerichte. Besonders typisch für die kantonesische Küche sind die "dianxin (kanton.: "dim sum") [29], wörtlich: "Ein bißchen Herz", also "Kleinigkeiten". "Dim sum" werden in einem vollbeladenen Wagen von Kellnerinnen ständig durch den Raum geschoben und zusätzlich zu den Hauptgängen angeboten.

Der Einfluß vieler Regionalküchen, die jeder allzugern "probiert" (changchang) [30], zeigt sich übrigens auch darin, daß die Gerichte vielfach nach ihrer geographischen Herkunft benannt sind, so z.B. "Peking"-Ente, "Süßsaurer Karpfen vom Gelben Fluß", "Kantonesisch gebratene Nudeln", "Gebratener Reis à la Yangzhou" usw; manchmal taucht in der Speisenbezeichnung auch der Name des Erfinders auf, so z.B. im "Dongpo-Schweinefleisch" - benannt nach dem bedeutendsten Lyriker der Song-Dynastie, der dieses Gericht angeblich kreiert hat - und dafür auf zusätzliche Weise unsterblich geworden ist.

Ein magisches Element zeigt sich aber nicht nur in der *Fünffzahl* der Regionalküchen, sondern beispielsweise auch darin, daß an Neujahr der Tisch zuerst für die Ahnen gedeckt wird.

Drittens will der "magiebewußte" Esser sich im wahrsten Sinne des Wortes ein Stück Natur einverleiben, sei es nun - sozusagen im Idealfall - die Kraft eines Tigers, eines Hais oder eines Nashorns, sei es die lebensverlängernde Wirkung eines Pilzes, der leicht, ja fast ätherisch ist und deshalb den Esser gleichsam schwebend, entmaterialisiert und langlebig werden läßt, sei es schließlich die chinesische Spielart der Alraune, nämlich der "Menschenwurzeln" (Ginseng, renshen [31], die geheimnisvolle Stärke verleiht.

Drittens vollzieht der Tafelfreund, wenn er "ganzheitlich" empfindet, den ewigen Wandlungsprozeß von Harmonie und Kontrast. Leben ist nach daoistischer Auffassung ein Geschehen, das sich im Magnetfeld von Gegensätzen abspielt. Auch die Haute Cuisine und die Eßgewohnheiten haben sich diesem inneren Bewegungsgesetz anzupassen und Speisefolgen zu kultivieren, die der "Einheit der Gegensätze" gerecht werden. Gebraten/gekocht, würzig/süß (viele süße Suppen!), warm/kalt, schwarz/rot, flüssig/trocken, knackig/weich: diese Kontrastierung muß bei einem erstklassigen chinesischen Gastmahl strikt eingehalten werden. Knackig sind z.B. Bambussprossen,

Salate, Gurken, Frühlingszwiebeln, Sellerie und Wasserkastanien, weich dagegen sind Glasnudeln, die zugleich das Vielfache ihres Gewichts an Soße aufsaugen, sowie die oben erwähnten "jiaozi". Ein Fischgericht darf nie mit Fischsoße, sondern muß mit einem Kontrastmittel wie z.B. Geflügel- oder Fleischsoße zubereitet werden. Auf ein in seine *Teile* zerlegtes Hühnchen wird nachfolgend ein *ganzer*, oft bis zu 50 cm langer Fisch serviert, der wiederum in sich "dialektisch" zubereitet sein muß, also außen kross und innen weich zu sein und in einer süß-sauren Soße zu schwimmen hat.

Bewußt erlebt, läßt sich die chinesische Kochkunst m.a.W. als Teil des allumfassenden Naturprozesses begreifen, der die Gegensätze immer wieder zur Einheit und die Einheit zu Gegensätzen werden läßt. Wer sich gedanklich einschwingen kann, wird selbst zu einem Teil der Natur und hat damit jenen "Weg" (dao) gefunden, der von jeher das Ziel des Daoismus war.

Im Alltagsleben freilich geht es weitaus nüchterner und geradliniger, d.h. nur wenig yin-yang-bezogen zu - und auch die Qualität des Essens läßt hier durchaus zu wünschen übrig; wer jahrelang in einer chinesischen Mensa gegessen hat, weiß ein Lied davon zu singen!

2.2.1.1.4.

Mit der EBkultur die Politik kritisieren

Bisweilen läßt sich vor dem Hintergrund der geliebten EBkultur sogar politische Kritik auftragen: In einem während der 80er Jahre erschienenen Roman mit dem bezeichnenden Titel "Der Gourmet"⁸ unternimmt es der Autor Lu Wenfu, "durch die Blume", d.h. in diesem Fall mit Hilfe der Kochkunst, den Maoismus gewissermaßen mit einem Fragezeichen zu versehen. Daß ausgerechnet die EBkultur hier als Bumerang dient, ist für einen chinesischen Autor ungemein typisch und alles andere als ein Zufall.

Die beiden Protagonisten der Handlung sind der gleichsam fürs Essen und Genießen geborene Zhu Ziye und sein Gegenpart, der säuerliche kommunistisch-asketische Gao Xiaoting.

Während Zhus Denken und Trachten sich fast ausschließlich um "Schinken in Honigsoße, gefüllte Jade-Hefeklöße, Kristall-Teigtäschchen" u.dgl. zu drehen scheint, ist sein persönlicher Feind, der verkniffene Gao, der festen Überzeugung, daß ein echter Kommunist auch mit Hausmannskost beglückt werden könne; ganz in diesem Sinne speckt er das von ihm verwaltete Restaurant aufs nötigste ab, reduziert das Mobiliar auf Tische und Stühle und "vereinfacht" den Speisezettel. Schon kurze Zeit nach dieser Neuerung geht es freilich mit seinem Restaurant steil abwärts, weil sogar einfache Leute das nun einmal zum Lokal gehörende "qifen" (Atmosphäre) sowie die kulinarischen Besonderheiten vermissen. Gao braucht einige Zeit, bis er begreift, daß "der Geschmack des Proletariats merkwürdigerweise von dem der Bourgeoisie kaum verschieden ist" - eine für ihn wahrhaft traumatische Erkenntnis, die zusätzlich noch durch die schmerzhaft heraufdämmernde Einsicht verdüstert wird, daß er mit seinen Umgestaltungsmaßnahmen Verrat an der heimatlichen Küche ("Kultur"?) begangen hat. Zwar gelobt er nun Besserung, doch was einmal zerstört ist, läßt sich nicht von heute auf morgen wiederherstellen.

Wie ein Ertrinkender greift er deshalb nach dem letzten Strohalm, der sich ihm bietet, und holt - innerlich hängend und würgend - seinen Erzfeind, den "völlerschen" Zhu Ziye als Küchenchef in sein Haus - ein Akt doppelbödiger Selbstkritik! Dem Romanautor ist hier das Kunststück gelungen, mit Hilfe eines Schelmenromans rabenschwarze Kritik am Kurs der KPCh zu üben! Unterschwellig angegriffen wird hier nicht nur die von der KPCh jahrzehntelang angepriesene Getreidemonokultur ("Getreide als Hauptkettenglied"), die zur Vernachlässigung anderer Bereiche wie Viehzucht oder Fischfang führte, sondern auch die pausenlos gepredigte Politik des Gürtelengerschnallens, der Einrichtung von Volkskommunikantinen und der Vernichtung der alten Gasthauskultur, die mit der Einrichtung von staatlichen oder kollektiven Abfütterungshallen einherging. Kritik wird hier auch an der trockenen Kalorien-Bestandsaufnahme geübt, wie sie in den Medien der Bevölkerung als "Errungenschaft" präsentiert wird - etwa bei folgendem Kalkül: Bereits Anfang der 80er Jahre "hat euer Kalorienverbrauch den der anderen Entwicklungsländer überflügelt". 1984 betrug er pro Tag 2.655 cal - gegenüber 2.424 cal in allen anderen Entwicklungsländern. Sei es nicht ein Wunder, daß China mit 7% der landwirtschaftlichen Nutzfläche in der Welt 22% der Weltbevölkerung ernähren könne!? Gewiß gebe es noch manche Mängel: 1949 stammten beispielsweise mehr als 70% des Kalorienverbrauchs noch aus Kohlehydraten und auch heute kämen die Proteine (durchschnittlich 69,7 g pro Kopf) lediglich zu 13,7% aus tierischem Eiweiß - 20,9% unter dem Weltniveau der Jahre 1986-1988. Doch was nicht ist, das kann noch werden.

Rational mag dies alles richtig sein; für den Tafelfreund freilich, der in fast jedem Chinesen steckt, handelt es sich dabei um eine höchst gleichmacherische und damit verabscheuenswürdige - Denkweise. Man ist zwar gerne bereit, sich in anderen Belangen des täglichen Lebens konformistisch anzupassen - nicht jedoch ausgerechnet beim Essen!

2.2.1.2.

"Ganbei!": Getränke und Trinkgewohnheiten

Obwohl inzwischen westliche "yinliao" (Getränke) [32], vor allem Bier, auch in China einen Siegeszug angetreten haben, beherrscht die Dreiheit von grünem Tee, Pflaumenlikör und scharfen Reis- oder Hirscheschnäpsen nach wie vor die Trinkkultur - allen voran der berühmte Maotai, der zweimal destilliert und achtmal nachgegoren wird und so alkoholhaltig ist, daß er schon fast auf der Zunge verfliegt.

2.2.1.2.1.

Heimische Getränke

2.2.1.2.1.1.

Alkoholika: Dukangjiu und Maotai

Vor allem scharfgebrannte Schnäpse besitzen seit unvor-denklicher Zeit einen Stamplatz im Reich der Mitte.

Zu jedem "yanhui" (Tafeln) [33] gehört eine ganze Batterie von Trinkgläsern, die vor dem Gast wie Orgelpfeifen aufgereiht sind und deren kleinere Exemplare mit ihren fingerhutgroßen Kelchen für die schärferen Brände bereitstehen.

Normalerweise sitzen die Gäste zu acht um einen Tisch. Die Alkoholika werden in Krügen oder Flaschen serviert. Geht es nach den Regeln der Höflichkeit und erfolgt die Bedienung nicht gerade durch einen Kellner, so übernimmt die jüngere Generation das Ein- und Nachschenken. Ältere Anwesende und Gäste bekommen ihre Gläser zuerst gefüllt. Nach Möglichkeit soll sogleich wieder nachbedient werden, damit die Gläser immer randvoll bleiben - ein Ritual der Aufmerksamkeit!

Im Laufe des gemeinsamen Abendessens hebt der Gastgeber in gewissen Abständen immer wieder sein Glas und prostet mit leuchtenden Augen den anderen zu, ohne daß jedoch angestoßen wird. Jeder nimmt daraufhin einen Schluck und stellt das Glas wieder ab. Gegen Ende des Essens hebt der Gastgeber nochmals sein Glas und fordert zum "ganbei" [34] auf. Dieses Wort ist meist auch solchen Besuchern Chinas geläufig, die ansonsten von chinesischer Sprache wenig Ahnung haben; es heißt wörtlich "trocken Glas" - also etwa "ex".

Sind ausländische Gäste anwesend, so wird das "ganbei" ganz besonders häufig angeboten - und nicht wenige nehmen die Aufforderung wörtlich - mit manchmal verheerenden Folgen, weil vor allem die stärkeren Alkoholika manchmal bis zu 53% Alkohol enthalten.

Häufig geprostet wird auch bei den Familienfesten sowie an den Feiertagen.

Bei Hochzeiten ist es Brauch, das Brautpaar zum "Gläsertausch" aufzufordern. Die Jungverheirateten trinken das Glas bis zur Hälfte, tauschen es mit dem des Partners und leeren dann den Rest.

Gezecht wird vor allem an Chinesisch-Sylvester, wenn sich die ganze Familie - vielleicht zum ersten Mal seit vielen Monaten wieder - am gemeinsamen Tisch niedergelassen hat und das Glück aus dem Füllhorn zu strömen scheint.

Ein alkoholisch-launisches Fest ist auch der Doppelneunte, der am 9.Tag des 9.Lunarmonats gefeiert wird, an dem die Chrysanthenen in Blüte zu stehen pflegen. Nach altem Brauchtum soll die Familie an diesem Tag einen Hügel - vielleicht sogar einen Berg - besteigen und sich dort in Begleitung einiger Flaschen Alkohol zum geselligen Umtrunk niederlassen - ein feuchtfröhlicher Anlaß!

Nicht wenige historische Persönlichkeiten sind als namhafte Zecher in die Geschichte eingegangen - und den Chinesen als solche sympathisch geworden, sei es nun der listig-verschlagene Hauptpolitiker und Feldherr des Zeitalters der Drei Reiche (220-280 n.Chr.), Cao Cao, oder aber sein nicht weniger gerissener Widersache Liu Bei, nicht zuletzt aber auch der bedeutendste Lyriker der Tang-Zeit, Li Bai, der längst als eine Art chinesischer Bacchus verklärt wird und der angeblich bei dem Versuch ertrunken ist, die silberne Mondscheibe zu umarmen, die sich auf dem nächtlichen See spiegelte. Viele Weinhäuser südlich des Yangzi tragen noch heute die Aufschrift "In der Tradition des Li Bai".

Auch im mingzeitlichen Roman der "Räuber vom Liangshan-Moor" geben sich die Helden häufig ein trinkfreudiges Stelldichein. Auf dem Höhepunkt einer solchen

nächtlichen Weinorgie steigt der kraftstrotzende Wu Song, 18 Becher Alkohol im Blut, ins Gebirge hinauf und erwürgt dort ohne Federlesens und mit bloßen Händen einen Tiger, der ihm gerade über den Weg lief.

Während in Südchina immer schon Tee und nicht alkoholische Getränke dominiert haben, hat im Norden zusätzlich der hochprozentige Alkohol Einzug gehalten. Allerdings war es weniger der heutzutage überall im Ausland bekannte Maotai, der mit seinen nur rd. 270 Jahren Tradition geradezu als Emporkömmling gilt, als vielmehr der Dukangjiu [35], der in der Provinz Henan angeblich schon seit 3000 Jahren produziert wird und der nach dem Urahn aller Schnapsbrenner, nämlich seinem Erfinder Du Kang benannt ist. Bereits der oben erwähnte Cao Cao ließ sich zu dem Vers hinreißen: "Um allen Kummer zu vertreiben, muß Dukang man sich einverleiben." Noch bekannter freilich als dieser Vers ist die Geschichte des Trunkenbolds, der sich bei Du Kang auf eine "Weinprobe" einließ. Als er, hingerissen von dem Getränk, seine Rechnung begleichen wollte, wehrte Du Kang bescheiden ab und bestand darauf, daß der Betrag erst drei Jahre später eingelöst werden solle, da sich erst dann die wahre Güte des Gebräus würdigen lasse. Schweralkoholisiert wankte der Trunkenbold nach Hause und brach dort, kaum angekommen, leblos zusammen. Drei Jahre, nachdem seine Familie ihn beerdigt hatte, erschien Du Kang, um die Zeche abzukassieren. Als die Familie ihn empört des Mordes beschuldigen wollte und nach der Polizei rief, bestand Du Kang lächelnd darauf, daß doch bitte das Grab geöffnet werden möge. Kaum war der Sargdeckel hochgehoben, schnellte der Totgegläubte heraus und schrie begeistert "Ein herrliches Getränk, ein herrliches Getränk!" - eine Schnurre, die zum Wirtshaus-Alltag gehört!

Wie die meisten chinesischen Schnäpse wird der Dukang aus Hirse hergestellt, und zwar aus klebrigem Sorghum. Sorghum (gaoliang) [36] ist - zusammen mit Weizen - auch der Grundstoff für den bereits erwähnten Maotai, der in der südwestlichen Provinz Guizhou beheimatet ist, einer armen Provinz, die sonst fast nur Tabak, Tongöl und Tee ausführt. Das Städtchen Maotai mit seinen nur rd. 8.000 Einwohnern ist ein Inbegriff von Monokultur: überall Schnapsbrennereien, aus denen intensiver Hirsegeruch dringt, überall Schnapsbehälter und "Koster", die mit geblähten Nasenflügeln Proben ziehen.

Das Geheimnis des Maotai, der es zum offiziellen Staatsbankettgetränk gebracht hat, liegt im feuchten Klima und Wasser des Flusses Chishui, aber auch an der Mehrfachbrennung, die einen Spitzenwert von 70% ermöglicht, so daß, wie man gerne sagt, der Alkohol bereits auf dem Weg zum Magen verdunstet.

2.2.1.2.1.2

Liköre und Weine

Angesichts der Alkoholisierungsgefahren, die von den scharfen Bränden ausgehen, hat sich in jüngster Zeit ein neuer Trend entwickelt, der den Richtlinien des Beijinger Ministeriums für Leichtindustrie folgt und der vom hochprozentigen zum "schwachprozentigen und gesundheitsfördernden" Alkohol führt.

Ganz auf dieser Linie liegen Getränke wie der "Lotosblumenschnaps" aus Beijing, der "Wujiapi-Reiswein" aus Guangzhou, der "Wujia-Wein" aus Heilongjiang oder der

Ginsengwein aus Jilin. Hinzu kamen in den 80er Jahren neue Kreationen von der Art des Dabu-Branntweins, der Essenzen des chinesischen Kernkeulenpilzes enthält, oder des Helinchun-Branntweins, dem Heilkräuter, u.a. Boxdorn, Ginseng und Dattelkerne, zugesetzt werden.

Auch Traubenwein wird in China hergestellt.

Ein wichtiges Weinanbaugebiet ist ausgerechnet das zum großen Teil von Muslimen besiedelte Xinjiang. Die meisten der dort gekelterten "westlichen" Weine gehen freilich in den Export, doch dokumentiert die zunehmende Zahl von Trinkgläsern, die zum Gedeck eines anspruchsvollen Abendessens gehören, daß Traubenweine - neben Bier und traditionellen Alkoholika - auch in China an Popularität gewinnen - darunter die Marken "Großer Mauer-Wein" aus Shaocheng (Provinz Hebei), bei dem hauptsächlich Longyan(Drachenaugen)-Trauben verarbeitet werden, und "Diner's Tea Brand" aus Tianjin, einem Gemeinschaftsunternehmen mit Remy Martin.

Auch andere westliche Firmen, seien es nun Pernod oder Seagram, haben inzwischen Joint Ventures in China gegründet und versuchen, die chinesische Tafel zu erobern.

Die heutigen Chinesen sind nach alledem keineswegs Kostverächter, wenn es um "shaojiu" [37], wörtlich: "Gebrannten Wein", geht. Noch beliebter freilich ist bis auf den heutigen Tag ein milderer Getränk geblieben - der Tee.

2.2.1.2.1.3

Tee

Im Heimatland des Tees, China, ist Tee so alt wie die chinesische Kultur, wurde also bereits seit Beginn der Sesshaftigkeit und des Übergangs zu Ackerbau und Viehzucht angebaut. Freilich diente das Getränk ursprünglich nicht dem Genuß oder der "feinen Lebensart", sondern hatte höchst pragmatische Funktionen. Die Buddhisten schätzten ihn beispielsweise, weil er sie während der Meditations- und Gebetsphasen wachhielt, die Daoisten, weil sie dem Getränk eine gesundheitsfördernde und lebensverlängernde Wirkung zuschrieben. Kein Wunder, daß Tee, der aus der südwestlichen Provinz Sichuan stammt, wo auch heute noch wilde Teesträucher und bis zu 32 m hohe Tee-"Bäume" anzutreffen sind, hauptsächlich im Umkreis von buddhistischen und daoistischen Klöstern kultiviert wurde und daß dort überdies auch die ersten Gasthäuser entstanden.

Zu einem Volksgetränk und gleichzeitig auch zu einem Gegenstand des Kults und des Teewegs (chadao) [38] ist Tee freilich erst während der Tang-Zeit (618-907) geworden. Damals, nämlich i.J. 760, entstand auch das klassische *Buch des Tees* von Lu Yu, das gerade heutzutage - im Zeichen einer Renaissance von Teehäusern und Teezeremonien - wieder vielfach aufgelegt wird, und zwar sowohl in der VR China als auch in Taiwan.

Schon das *Buch des Tees*, aber auch die späteren Monographien geraten ins Schwärmen, wenn sie auf die gesundheitsfördernde Wirkung des Wundergetränks zu sprechen kommen: er sei durstlöschend, verdauungsfördernd, harntreibend, auswurffördernd, beruhigend, gewichtsreduzierend, geistregend ("IQ-beflügelnd"), schmerzschärfend, müdigkeitsverscheuchend, kariesbekämp-

fend, krebshindernd, vitaminisierend, adstringierend, antibakteriell wirkend und überhaupt lebensverlängernd. Er enthalte 500 chemische Komponenten, angefangen von Alkaloiden über Eiweiße und Kohlehydrate bis hin zu organischen Säuren, Vitaminen und Aromaten. Keine gesundheitsfördernde Wirkung, die dem Tee in der Vorstellung des Durchschnittschinesen nicht spontan nachgerühmt würde!

Auch assoziiert Tee die Vorstellung von traditionellen Tugenden wie Ehrlichkeit, Güte, Harmonie und gegenseitige Achtung.

Zwei Bezeichnungen für Tee haben sich in der chinesischen Sprache durchgesetzt, nämlich das nordchinesische Wort "cha", das u.a. ins Russische (tschai) und die meisten zentralasiatischen Idiome, sowie das südostchinesische "ddää", das in die meisten westlichen Sprachen eingegangen ist. Beide Begriffe werden allerdings mit demselben Zeichen verschriftet [39].

Fünf Hauptteesorten werden in China unterschieden, nämlich Grüner Tee (lücha), Schwarzer Tee (hongcha, wörtl.: "Roter Tee"), "Blumentee" (huacha oder "Jasmin-tee"), "Wulong-Tee" (verballhornt in "Oolong") und "Ziegeltee" (zhuancha) [40].

Weitaus am verbreitetsten ist in den chinesischen Haushalten der Grüne Tee, der unfermentiert bleibt und dem Aufguß hellgrüne Farbe verleiht. Am bekanntesten - und teuersten - ist der Longjing [41] (Drachenbrunnentee), der seinen Namen von einem bekannten Anbaugebiet (am Westsee, Provinz Zhejiang) herleitet.

Jedermann versteht sich auf die Kunst des Tee-Aufbrühens. "Teurer" Tee wie Longjing, Maofeng oder der schneckenförmig gerollte Biluochun vom Tai-See, der am aromatischsten im Frühling ist (daher wörtlich: "Frühling der smaragdgrünen Schnecke") [42], wird z.B. bei 70 Grad aufgegossen und braucht zum Ziehen nicht abgedeckt zu werden. Jasmintee andererseits verlangt eine Wassertemperatur von etwa 85 Grad und Wulong-Tee gar von 90 Grad. Die Teeblätter werden zunächst nur mit wenig Wasser benetzt und erst nach etwa drei Minuten in der Schale bis zum Rand aufgegossen, so daß sich das Aroma möglichst gleichmäßig verteilt.

Im Gegensatz zum unfermentierten Grünen Tee ist der Wulong-Tee nur halbfermentiert. Für seine Herstellung werden Blätter verwendet, die zu einem ganz bestimmten - bereits im altchinesischen Bauernkalender eigens vermerkten - Datum gepflückt, dann sogleich weiterverarbeitet und - ungewöhnlich für chinesische Tees - in der Sonne getrocknet werden müssen. Während die meisten anderen Teesorten, die in der Sonne welken, ihren Geschmack verlieren, scheint Wulong in die Sonne geradezu verliebt zu sein. Beginnt das Blatt einen leisen Orchideengeruch zu verströmen, so muß die - damit angedeutete - Fermentation augenblicklich abgebremst werden, und zwar durch Rösten in den auf Durchmesser von bis zu 1 m angelegten und gleichmäßig gerundeten Eisenpfannen, in deren heißem Metallbauch die Blätter mit bloßer Hand sanft geknetet und laufend gewendet werden. Da dieser Röstvorgang bei höheren Temperaturen erfolgt als andere Tees sie vertragen, bleibt Wulong besonders lang haltbar. Im Gegensatz zum Grünen Tee, der auch in Ja-

pan und Korea verbreitet ist, konnte sich der Wulong lediglich im südöstlichen China durchsetzen. Hier liebt man sein kräftiges Aroma und seine orangegelbe Färbung.

Während der Grüne Tee bereits an der Wiege der chinesischen Teekultur stand, kam der *vollfermentierte Schwarze Tee* erst ganz am Ende zum Durchbruch - dann allerdings mit verstärkter Wucht; denn 90% des heute weltweit verbrauchten Tees sind "schwarz". Wären nicht die Chinesen und einige Muslimvölker in Vorderasien dem Genuß von Grünem Tee treugeblieben, gäbe es heutzutage vermutlich nur noch Schwarzen Tee. Weltweit kommt inzwischen auf 7 Tassen Schwarzen nur noch 1 Tasse Grüner Tee. Eine Führungsrolle bei der "Umwertung" des Tee Genusses haben die Engländer gespielt, die das Teewasser meist noch mit Milch aufzugießen pflegten - eine Angewohnheit, die jedem chinesischen Tee-Connoisseur von Anfang an eine Gänsehaut über den Rücken jagte, und zwar nicht nur deshalb, weil Milch ein bis vor kurzem in China unbekanntes Getränk war. Wird Tee aber mit Milch vermischt, so bedarf es dazu einer "durchschlagkräftigeren" Sorte mit hohem Tanningehalt - eben Schwarzen Tees!

In ihren asiatischen Kolonien bauten die Engländer, die während des 19.Jh. den Teehandel weitgehend monopolisieren konnten, fast nur noch "Assamicae" an, die gerbstoffreicher und für dunklen Tee geeigneter sind. China, das bei seinen grünen Sorten blieb, sah sich schon bald aus dem internationalen Teemarkt hinausgedrängt. Erst im Zeichen der "Öffnung nach außen" (1978 ff.) begann die Teewirtschaft der VRCh auch auf die internationale Nachfrage verstärkt Rücksicht zu nehmen und konnte sich bis Anfang der 90er Jahre hinter Indien bereits wieder auf Platz Nr.2 der Tee-Exportländer vorschieben. Angesichts der Sortenvielfalt und der dadurch möglichen Flexibilisierungsangebote ist es offensichtlich nur eine Frage der Zeit, bis das Stammland des Tees auch wieder die Nr.1 unter den Exporteuren ist. Selbst beim Schwarzen Tee hat China längst wieder Boden gutmachen können und wartet hier vor allem mit seiner Spitzensorte "Qimen" auf.

Eher für den inländischen Gebrauch wiederum sind die *Blumentees* bestimmt, die zumeist mit Jasmin, manchmal aber auch mit Rosen-, Litschi- oder Magnolien-Blüten aromatisiert werden. Zu diesem Zweck werden die fertigerösteten, noch warmen Teeblätter - und zwar sowohl Grüner als auch Schwarzer Tee - etwa 5 cm hoch in eine Kiste geschüttet und dann mit einer Handvoll Blüten überstreut. Anschließend folgt wieder eine Lage Tee und dann wieder die Blütenschicht - bis die Kiste randvoll ist. Das Verhältnis von Blüten zu Tee liegt bei etwa 3:100. Die Kiste wird nun verschlossen und einem Trocknungsprozeß ausgesetzt.

Die edelste Art der Aromatisierung wird durch diese Mischtechnik freilich ganz gewiß nicht herbeigeführt. Als Ideal gilt vielmehr die *Selbstaromatisierung* des Tees. Je kräftiger ausgeprägt allerdings der Anteil der natürlichen ätherischen Öle, um so höher die Sortenpreise!

Eine vor allem in Zentralasien bevorzugte Teesorte, die früher härteste Transportbedingungen überstehen mußte, ist der *Ziegeltee*, der ebenso wie Schwarztee vollfer-

mentiert, darüber hinaus aber auch noch stark gedämpft und zu Flachziegeln verdichtet wird, wobei meist Architekturmuster sowie Schriftzeichen oder aber Glückwünsche in Minderheitensprachen miteingepreßt zu werden pflegen.

Diese fünf Grundmuster werden - je nach Tradition und Landschaft - in Hunderten von Spielformen durchvariiert. Gemeinsam ist ihnen lediglich der Teerauch und die Pflückregel "two leaves and a bud" - Spitzentrieb und die beiden ersten Blätter: Nur in den frischen Trieben steckt die Teequalität.

Tee war ursprünglich Medizin und entwickelte sich erst viel später zu einem Genußmittel. Zum Gegenstand eigener Zeremonien wurde es erst während der Tang-Zeit - dem "Goldenen Teezeitalter". Die Tang-Zeremonie hat sich heutzutage freilich nur noch in Japan erhalten. In China bemüht man sich seit einiger Zeit allerdings um eine Wiederbelebung des längst ausgestorbenen Zeremonienwesens, wobei Taiwan, das ja immerhin 50 Jahre unter japanischer Kolonialherrschaft stand (1895-1945), wichtige Impulse liefert. In der Volksrepublik ist es vor allem Wuyuan [43] (im Nordwesten der Provinz Jiangxi), die angebliche "Heimat des Grünen Tees", das in seiner Region die vom 12. bis zum 19.Jh. hier heimisch gewesenen Zeremonien wiederzubeleben versucht, wobei die in Japan fortbestehende Tang-Tradition Anhaltspunkte liefert.

Für Teerituale kommt nach altem Brauch nur eine Umgebung mit weihervoller Stille und mit reinem Quellwasser in Betracht. Als Brennstoff dient Holzkohle, als Tee-geschirr Keramik aus den benachbarten, nur rd. 80 km entfernten und einst weltberühmten Öfen von Jingdezhen [44]. In der Choreographie lehnt sich das Zeremoniell von Wuyuan eng an japanische - und damit wiederum tangzeitliche - Überlieferungen an.

Weitaus lebendiger als dieses künstlich zu neuem Leben erweckte Ritual ist die Teehauskultur, wie sie sich vor allem in der Provinz Sichuan, der Urheimat des Tees, erhalten hat - allen Anfeindungen und Bilderstürmereien der Kulturrevolution zum Trotz. Auch in Beijing, Shanghai und Guangzhou ist zwar ein Stück der alten Tradition am Leben geblieben, doch hat das "Teehaus von Sichuan" eben eine ganz eigene Qualität. Seit unvordenklicher Zeit werden dort Geschäfte abgeschlossen, Schlichtungen beschworen, behördliche Verfügungen bekanntgemacht. Das Teehaus ist eine Art Informationsbörse, an der im allgemeinen freilich nur Männer teilhaben. Charakteristisch für die Einrichtung sind niedrige Bambussessel, die sich gleichzeitig auch als eine Art "Liegestuhl" benutzen lassen. Entsprechend niedrig sind die Tische. Die henkellosen Teeschalen bestehen aus Porzellan und werden auf Untertassen aus Metall zum Mund geführt. Wie überall in China dient auch hier der Tassendeckel dazu, die lanzettförmig auf der Oberfläche herumschwimmenden Teeblätter zurückzuhalten, während der Gast durch den offengebliebenen Spalt die Flüssigkeit laut und vernehmlich wegschlürft.

Im Sichuaner Teehaus hat sich ein eigener Kommunikationsstil ohne Sprache entwickelt: Liegt der Deckel schräg auf der Untertasse, so soll vom Kellner heißes Wasser nachgegossen werden. Ruht der Deckel auf dem

Tisch, so weiß die Bedienung, daß der Gast nur für kurze Zeit weggegangen ist, um gleich wieder zurückzukommen. Läßt der Gast Untertasse, Tasse und Deckel ordentlich aufeinandergestellt auf dem Tisch zurück, so kann die Bedienung daraus Anerkennung ablesen; bleiben die drei Teile jedoch getrennt voneinander liegen, so heißt dies "Unzufriedenheit".-

Obwohl das Teehaus nach den Rückschlägen der maoistischen Revolution längst wieder zur Normalität des chinesischen Alltags zurückgekehrt ist, hat es inzwischen Konkurrenz bekommen, und zwar in Form von Tanzlokalen, Karaoke-Bars und Cafés. Damit Teehäuser nicht zu "Seniorenclubs" werden, müssen sich die Betreiber etwas einfallen lassen. Immer häufiger werden deshalb Billardtische aufgefahren, Schachbretter aufgestellt, Brettspiele angeboten und bisweilen sogar schon Flipperautomaten installiert: Auch hier hält der neue Geist - und der mit Skepsis beargwöhnte "Westen" - seinen Einzug. In Beijing wurde - ganz auf der Linie der Wiederbelebung alter Teehaussitten - im Winter 1988 in Anwesenheit der Parteiprominenz das "Lao She-Teehaus" eröffnet - benannt nach dem Dramatiker Lao She (1899-1966), der mit seinem Theaterstück *Das Teehaus* auch außerhalb Chinas berühmt geworden ist.

Das Lao She-Teehaus hat sich ganz der Pflege der alten Teehauskultur und -tradition verschrieben, zeigt traditionelles Interieur, bietet seinen Gästen die altvertrauten quadratischen Tische für acht Personen, die gern auch "baxian zhuzi" (8-Genien-Tische) [45] genannt werden, und schmückt sich an den Wänden mit Rollbildern. Die Bedienung trägt Qipao, also die enggeschnittenen und hochgeschlitzten Traditionskleider mandschurischer Provenienz, und als Zwischeneinlagen werden Ausschnitte aus Beijing-Opern präsentiert. Das Teehaus bietet hier also, ganz im Stile längst vergangener Zeiten, ein Ambiente aus Poesie, Malerei, Schauspielkunst, Gesang und Tanz. Mittelpunkt dieses Ambiente aber ist - es sei nochmal daran erinnert - der Tee, der im Reich der Mitte nach wie vor so dominant geblieben ist, daß die beiden westlichen Alternativen Kaffee und Kakao auch nicht eine Sekunde lang zu einer ernsthaften Konkurrenz werden konnten.

2.2.1.2.2.

Der Siegeszug "westlicher" Getränke

Bier, Mineralwasser und Cola - dies sind die drei Hauptgetränke westlicher Provenienz, die beachtliche Marktanteile in China haben gewinnen können.

Bier gibt es in China seit 1903, als nämlich die "Germania-Brauerei" unter deutscher Regie in Qingdao ihre Pforten öffnete. Nachdem der Betrieb allerdings im Gefolge der Eroberung Qingdaos durch die Japaner (1914) lahmgelegt worden war, eröffneten zwei chinesische Unternehmer 1915 in Beijing eine eigene Brauerei - die erste chinesische Firma dieses Gewerbes, die unter dem Namen "Wuxing" ("Fünf Sterne") schon bald ebenso großen Ruhm erlangte wie das "Qingdao pijiu", und die ihre Produkte ebenfalls in alle Welt exportierte [46].

Anfänglich hatte das Bier es schwer, sich im Reich der Mitte durchzusetzen, da die Mehrzahl der Arbeiter, Bauern und Rikschakulis lieber bei ihrem hochprozentigen

Schnaps blieben, der in den kalten Wintermonaten "einheizte", ja bisweilen so stark war, daß er brannte, wenn man nur ein Streichholz hinhielt.

Bier setzte sich aber dann doch auf zwei Wegen durch, nämlich erstens - sozial gesehen - bei der Oberschicht, die Bierkonsum für ein Zeichen von "Modernität" hielt, und zweitens - geographisch gesehen - von Nord nach Süd: In den Gaststätten Nordchinas hatte sich - in Anlehnung an deutsche und russische Sitten - schon früh der Brauch eingebürgert, Kneipen zu besuchen, also ausschließlich zum Biertrinken einzukehren. Außerdem ist das Wetter im Norden trocken, so daß Bier dort das ganze Jahr über als Durstlöcher und überdies im Laufe der Zeit sogar als "flüssiges Brot" anerkannt wird.

Mit einem Preis zwischen 1 und 2 Yuan pro Halbliterflasche ist Bier nach wie vor zwar teuer, gewinnt aber laufend an Popularität und beginnt auch dem hochprozentigen Alkohol langsam den Rang abzulaufen. Nur alte Menschen, die an ihren Geschmacksgewohnheiten nicht rütteln lassen wollen, bezeichnen Bier als "Pferdepisse" (maniao) [47] und lehnen es als solches hartnäckig ab.

Jüngere Leute dagegen huldigen dem "Maniao" mit Begeisterung und lassen sich, sehr zum Mißfallen der Eltern und der Behörden, immer häufiger auf Trinkkumpaneien und "Saufwetten" ein. Die Unsitte wird gefördert durch die bei Eßgelagen überlieferte Gewohnheit, einander möglichst oft zum Becherheben zu ermuntern. Wird eine solche Aufforderung abgelehnt, so folgt häufig der Satz: "Bier ist doch kein Schnaps, also bitte...!"

Merkwürdigerweise wird Bier bisher fast ausschließlich in Großbrauereien hergestellt, unter denen, wie gesagt, die Qingdao-, die Beijinger "Fünf Sterne"- und die Hua-du-Brauerei besonders bekannt geworden sind; letztere vertreibt ihr Bier unter der Marke "Longxiang" [48] (wörtl.: "Drache und Elefant" - in Anlehnung an das Elefanten-Symbol der Kopenhagener Patenbrauerei Tuborg). Zu schneller Berühmtheit hat es auch die Zhongde("China-Deutschland")-Großbrauerei gebracht, die mit Hilfe der Münchner Spatenbrauerei in der Yangzi-Stadt Wuhan gegründet wurde.

Angesichts der Tatsache, daß der Durchschnittskonsum Anfang der 90er Jahre bereits bei 6 l pro Kopf und Jahr lag, dürften wohl auch kleinere und mittlere Brauereien bald ihre Tore eröffnen - "pijiu" [49] (wörtl.: "Bier-Wein") ist auf dem besten Wege, zu einem Geschäft in China zu werden, zumal China seit 1991 hinter den USA und Deutschland zum drittgrößten Bierproduzenten der Welt aufgestiegen ist.

Zu den Getränken, die ebenfalls im Gefolge des kurzzeitigen deutschen Qingdao-Abenteuers in China Eingang fanden und die immer häufiger auf den chinesischen Tisch kommen, ja inzwischen auch gewinnbringend exportiert werden, gehört das Laoshan-Mineralwasser [50], das am Fuße des 1.130 m hohen Lao-Bergs auf der Shandong-Halbinsel östlich der Stadt Qingdao (Tsingtau) gewonnen und das seinen Erfolg nicht zuletzt der Tatsache verdankt, daß es als Geheimtip für langes Leben gehandelt wird. Entdecker der Laoshan-Quelle waren, wie gesagt, die Deutschen, die hier - in ihrem ehemaligen

"Pachtgebiet" von Qiaozhou - zu Beginn des 20. Jh. mit Laoshan-Mineralwasser Bier brauten, Limonade herstellen und auch Mineralwasser zapften.

Zu Beginn der 80er Jahre wurde auch Coca Cola in China eingeführt, und zwar unter der ebenso genialen wie zugkräftigen Vier-Zeichen-Kombination "ke kou ke le" [51] (wörtl.: "können munden, können fröhlich sein").

Die Chinesen wären jedoch keine Chinesen gewesen, hätten sie nicht sofort versucht, ein eigenes Konkurrenzprodukt zu schaffen. Ein ehemaliger VBA-Offizier übernahm 1981 eine schon halbbankrotte Firma, die Chongqing Getränkegesellschaft, und ließ für sie ein colaähnliches Getränk entwickeln, das den Namen "Tianfu-Cola" [52] erhielt - also den Beinamen der Provinz Sichuan, der soviel wie "Land des Überflusses" bedeutet. Die Tianfu-Cola erhielt schon kurze Zeit später erste Auszeichnungen von der Provinz Sichuan sowie vom zentralen Ministerium für Leichtindustrie. Nach dem Kauf einer deutschen Abfüllanlage i.J. 1984 ging "Tianfu" auch in den Export.

Cola gehört inzwischen zum "modernen Lebensstil" - den beiden Firmen kann es nur recht sein.

2.2.1.3

Geräte, Gerichte und Schnellgerichte

Zur Standardausrüstung einer echten chinesischen Küche gehört (1) offenes Feuer - zumindest eine Gasflamme -, über dem der bauchige "Wok" (guo) [53] plaziert werden kann, ferner (2) ein Pfannenwender, der mit seinem gerundeten "Bug" der Bauchform des Wok angepaßt ist, sowie (3) die unvermeidliche Schöpfkelle, vor allem aber (4) das besonders auffällige "qiecaidao" [54], ein wuchtig wirkendes Blockmesser, das von einem geschickten "da shifu" ("Meisterkoch") [55] allerdings wie ein Skalpell gehandhabt wird, indem es zwar einerseits zum Aushauen von Knochen und zum Querhacken ganzer Geflügelpartien, gleichzeitig aber auch zur Herstellung von Gemüsefiligran verwendet wird. Als Unterlage dient hierbei (5) ein solider, bis zu 7 cm dicker Hackblock, der meist auf einem ziegelgemauerten Arbeitstisch aufruft - fertig.

Alle anderen Gerätschaften, seien es nun Nudelsiebe, Fritierkörbe, Rührschüssel oder zusätzliche Messersätze unterscheiden sich nicht wesentlich von den einschlägigen westlichen Küchenwerkzeugen, gar nicht zu reden von den inzwischen überall gebräuchlichen drei Haupttopfarten - dem gewöhnlichen Kochtopf, dem Druckkochtopf und dem elektrischen Reiszubereiter.

Ein da shifu, der etwas auf sich hält, bleibt im allgemeinen bei den überlieferten Gerätschaften. Lediglich auf einem Gebiet hat es eine wirkliche Innovation gegeben, nämlich bei der Einführung von Kühlschränken. Der traditionell eingestellte Koch war auf Kühlgeräte nie angewiesen, da er ja aus Prinzip alle Zutaten möglichst frisch vom Markt bezog - vor allem im tiefen Süden Chinas, wo das Gemüse beim Kauf noch taufrisch strahlen und Fleisch noch tropfen muß.

Diese traditionsfromme Denkgangsart beginnt sich allerdings in den Haushalten der Normalverbraucher schnell zu verflüchtigen. Zu den ersten Geräten, die im nachmaoistischen China ein wahres Konsumfieber ausgelöst

hatten ("Fieber", wörtl.: "Hitze", re [56] war damals einer der am häufigsten verwendeten Ausdrücke!), gehörten am Anfang zwar noch Armbanduhren, Fahrräder und Nähmaschinen, dann aber im wachsenden Maße auch Haushalts- und Küchengeräte - und nun ganz besonders Kühlschränke. Vor allem im heißen Sommer 1983 brach zum ersten Mal ein wahres "Kühlschrankfieber" (bingxiang re) [57] aus, das bis in die 90er Jahre hinein anhielt und der Geräteindustrie einen warmen Auftragsregen bescherte. Hatte es bis 1979 Kühlschränke allenfalls für Pharmazeutika oder Medizinbestecke gegeben, so gehörten sie nun plötzlich zu den "Fünf Neuen Dingen", die seit Mitte der 80er Jahre in folgender Reihenfolge angeschafft wurden: Fernsehgeräte - Ventilatoren - Cassettenrecorder - Waschmaschinen und Kühlschränke. Vor allem die Marke "Schneeflocke" machte lange Zeit das Rennen. Später zog "Liebherr" nach, dessen gesamte deutsche Produktionsanlagen nach China verlegt wurden und dessen "bingxiang" dort augenblicklich eine Fülle von Staatspreisen auf sich zogen.

Und die Eßgeräte? Auf dem eurasiatischen Kontinent haben sich drei Basisvarianten der Eßkultur entwickelt: mit Händen, mit Messer und Gabel oder mit Stäbchen; die erste Spielform ist nach wie vor heimisch in Südasien und in der malaiischen Welt, die zweite in Europa, die dritte aber in Ostasien.

Stäbchen (kuaizi) [58] lassen sich bereits in der Shang-Dynastie nachweisen und bestanden zunächst aus Holz, Bambus oder Tierknochen und in späteren Jahrhunderten auch aus Kupfer und Eisen. Entwickelt haben sie sich offensichtlich aus dem Bedürfnis, heiße Gegenstände anzufassen, wobei zwei Aststücke als Verlängerungen der Finger eingesetzt wurden.

1985 gab es zwar den vielbelächelten - gleichwohl aber von Hu Yaobang unterstützten - Versuch, die Stäbchen aus "hygienischen" Gründen durch Messer und Gabel zu ersetzen, doch ist dieser Anlauf längst wieder Geschichte geworden. Erstens einmal wirkte hier die Macht der Gewohnheit weiter. Zweitens aber wollen Verteidiger des Stäbchenkults herausgefunden haben, daß bei der Handhabung von Stäbchen mehr als 30 Gelenke und einige Dutzend Muskelstränge in Bewegung gesetzt werden, während es beim Gebrauch von Messer und Gabel allenfalls die Hälfte sind - infolgedessen werde auch das Nervensystem und der Geist verstärkt angeregt.

Im allgemeinen sind die Stäbchen zwischen 22 und 27 cm lang sowie häufig am oberen Ende viereckig, damit sie nicht vom Tisch rollen.

Kinder beginnen mit dem Gebrauch von Stäbchen erst im 4. oder 5. Lebensjahr, wobei sie kürzere Versionen von nur 19 cm Länge benutzen.

Die herkömmlichen "kuaizi" bestehen, wie erwähnt, aus Holz, Bambus, Tierknochen oder Jade. Für Holzstäbchen wird zumeist das billige Holz der Stechpalme (Farbe: hellbeige), aber auch Eben- oder Birkenholz verwendet. Lack-Eßstäbchen bestehen ebenfalls aus Bambus oder Holz und werden mit 7 bis 8 Lackschichten überzogen.

Knochenstäbchen werden zumeist aus Kamel-, Rinder-, Elefanten- oder Hirschknochen gefertigt. Am teuersten sind Jadestäbchen - eine Marotte, die sich jedoch z.T. dadurch erklärt, daß Jade ein Teufelsvertreiber ist.

Japanische Stäbchen unterscheiden sich von den chinesischen Varianten vor allem dadurch, daß sie am unteren Ende leicht zugespitzt sind.

An ihrem oberen Ende werden Stäbchen manchmal zu regelrechten Kunstwerken ausgeschnitzt.

Bei anspruchsvolleren Gelagen finden Stäbchenbänke und bisweilen auch eigene - größere - Vorlegestäbchen Verwendung.

Werden die "kuaizi" nicht in siedendem Wasser längere Zeit abgebrüht, sondern nur, wie häufig üblich, mit kaltem Seifenwasser abgewaschen, so können sie zu Bakterienschleudern werden. Vor allem Hepatitis B wird häufig durch Stäbchen übertragen. Wo immer möglich, haben sich deshalb vor allem in gehobenen Restaurants Einwegstäbchen durchgesetzt. Würfe allerdings jeder Chinese pro Tag ein Stäbchenpaar weg, so käme jeweils eine Milliardenzahl zusammen - eine bodenlose Verschwendung!

Der Umgang mit den Stäbchen bedarf einer gewissen Übung: Man klemmt zunächst das erste Stäbchen zwischen Daumen- und Ringfingerkuppe sowie das unterste Glied des äußeren Zeigefingers, legt sodann das zweite Stäbchen über Mittel- und Zeigefinger und klemmt es mit der Daumenspitze fest, wobei die Stäbchen von ihren unteren Spitzen her zueinander einen Winkel von etwa 15 Grad bilden sollen. Vor allem ist jetzt darauf zu achten, daß die Spitzen beim Zusammenkneifen auf gleicher Höhe stehen, da die Zangenbewegung sonst ins Leere geht.

Mit Hilfe der Stäbchen werden glitschige Seegurken, schalengepanzerte Garnelen und nicht zuletzt sperrige Trockenfische aufgegriffen, zum Mund geführt und dort kunstvoll abgenagt.

Da rd. 90% der chinesischen Küchenarbeit in der Vorbereitung stecken, ist die chinesische Küche auch wie geschaffen für eine moderne Variante der Kochkunst, nämlich für "fast food".

Bevor das hier schlummernde Potential jedoch voll zur Wirkung kommen konnte, mußten erst zwei amerikanische Fast-Food-Ketten als Pioniere vorangehen, nämlich die "Kentucky Fried Chicken Co. Ltd.," die 1987, und McDonald's, der 1992 die Pforten in Beijing öffnete, die beide auf Anhieb so erfolgreich waren, daß sich die Investitionen bereits innerhalb eines einzigen Jahres amortisiert hatten.

Aufregend neu für das nachmaoistische China war bei diesen Ketten die hochgradige Standardisierung des Angebots, die druckknopfartige Abrufbarkeit und die trotzdem noch familiäre Kundenbetreuung, auf die man im "realmaoistischen" Milieu so lange hatte verzichten müssen. Da man "Hamburger" außerdem nicht mit Stäbchen essen konnte, kam bei den meisten Besuchern, die ja noch nie einen Fuß ins Ausland gesetzt hatten, ein fast

"exotisches" Gefühl auf - und mit ihm die Vorstellung, hier eine Kurzreise in die große weite Welt antreten zu können.

Die amerikanischen Fast-Food-Manager hatten aber offensichtlich nicht mit dem chinesischen Geschäftsgeist gerechnet, der sich an den ungewohnten Vorbildern gleichsam auf Anhieb entzündete und eine Fülle von Neugründungen nach sich zog, vor allem in Shanghai, wo sich schon wenige Monate später die "Ronghua-Hühnchen-Kette" etablierte, die der Kentucky-Gruppe einen regelrechten Hühnerkrieg zu liefern begann und dabei in kürzester Zeit erfolgreich war, weil sie mit standardisierten Gerichten *chinesischer* Provenienz aufwarten konnte. Auch wußten die neuen Schnellrestaurants den chinesischen Mondkalender für sich zu nutzen, indem sie beispielsweise "Mittherbst"- und andere Restaurant-Feste veranstalteten. Bei den neu ins Leben gerufenen "Abenden für Liebespaare" oder den "Hausfrauentreffen" standen nicht mehr "Burger", sondern altvertraute Gerichte wie "betrunkene Hühnchen", Jiaozi (chinesische Maultaschen), Baozi (gedämpfte Teigbeutel mit Fleisch-, Gemüse- oder Süßreisfüllung), Rapscherzen, gebratene Seegurken mit Püree oder "treibende Pfirsichblüten" - ein bekanntes Fisch-Reisgericht - im Vordergrund.

Das Shanghaier "Ronghua"-Exempel wiederum wirkte auf die Hauptstadt zurück, wo im Juni 1992 die Schnellimbibiskette "Qinshi" ihre erste Fast-Food-Filiale eröffnete.

Da die beiden amerikanischen Konkurrenten angesichts dieses unerwarteten Gegenvorstoßes schnell wieder einen Teil ihrer gerade gewonnenen Kundschaft abgeben mußten, schalteten sie im Konkurrenzgeschäft eine Stufe höher - mit der Folge, daß am Ende der Kunde erneut Gewinner war, da Qualität, Preise und Höflichkeit in der Bedienung keine Eintagsfliegen blieben. Zugleich wurde dieser Konkurrenzkampf für die Verbraucher zu einem Anschauungsunterricht in lebendiger Marktwirtschaft!

2.2.1.4.

Staatliche Vorgaben für eine "richtige Ernährung"

Auch im reformerischen China glaubt die Bürokratie - wieder einmal - genau zu wissen, was den Bürgern guttut - vielleicht sollte man besser sagen: was er brauchen *darf*. Vor allem glaubte sie auf die Bremse treten zu müssen, nachdem der Pro-Kopf-Fleischverbrauch seit Mitte der 80er Jahre in einer Steilkurve nach oben gestiegen war: Leider würden zu Beginn der 90er Jahre in den drei Städten Beijing, Shanghai und Tianjin pro Jahr und Kopf bereits 65 kg an Fleisch, Fisch und Eiern verzehrt - eine Zumutung an die Volkswirtschaft und nicht zuletzt an die eigene Gesundheit! Zwar sei es unvermeidlich, daß die "Erährungsstruktur" - ein bürokratisches Lieblingswort: shiwu jiegou [59] - sich ändere, sie müsse aber stets den volkswirtschaftlichen und den diätetischen Erkenntnissen angepaßt werden.

1993 erließ das Landwirtschaftsministerium einen "Leitfaden für die Reform und Entwicklung der chinesischen Ernährungsstruktur in den 90er Jahren", der die empfehlenswerten Ziele für den durchschnittlichen Nahrungsmittelverbrauch pro Person i.J. 2000 festsetzt, und zwar (p.a.) 210 kg Getreide, 25 kg Fleisch, 10 kg Eier, 6 kg Mehl, 9 kg "Wasserprodukte" (Fische etc.), 23 kg Obst, 120 kg Gemüse, 8 kg Speiseöl und 8 kg Zucker.⁹

Damit die Volkswirtschaft Anforderungen dieser Art gerecht werden kann, müßten in Zukunft vor allem vier Potentiale stärker genutzt werden, nämlich zunächst einmal die zur Verfügungen stehenden 60 Mio. ha Nutzland, die noch nicht intensiv genug ausgeschöpft würden. Daneben gelte es, vor allem die Küstengewässer, Seen und Flüsse (Fischfang und Fischzucht), die rd. 220 Mio. ha Weideland und die 44 Mio. ha Almen (Viehzucht), nicht zuletzt aber jenes Hügelland besser zu nutzen, das immerhin zwei Drittel der gesamten Landfläche der VRCh bedeckt und sich weitaus intensiver als bisher mit Obstbäumen und Ölpflanzen bestellen lasse.

Beim Ackerbau müsse die überkommene Dualstruktur (Getreide + Industriepflanzen) zu einer Trias erweitert werden, und zwar durch verstärkten Anbau von Futtergetreide.

Ein zusätzliches Anbaupotential sei noch in den offenen Innenhöfen der chinesischen Bauernhäuser zu finden. Bei geringstem Kapitaleinsatz könnten dort weitere Obstbäume angepflanzt und Schweine, Schafe, Hühner, Enten, Gänse, Kaninchen und Bienen gehalten werden.

Neben dem volkswirtschaftlichen Verantwortungs- wird gleichzeitig auch an das individuelle Gesundheits- und an das Traditionsbewußtsein appelliert: Ein Zuviel an Fleischverbrauch führe zu Fettsucht, Bluthochdruck und Zuckerkrankheiten. Die vielen übermäßig dicken Kinder, die neuerdings überall in den chinesischen Städten auftauchten, seien ein im wahrsten Sinne des Wortes lebender - und beängstigender - Beweis dafür, daß mit der neueren Ernährungsweise etwas schiefgelaufen sei. China müsse hier rechtzeitig umdenken, sich auf seine Traditionen besinnen und auf jeden Fall den "westlichen Weg des übermäßigen Konsums" und der einseitigen Ernährung vermeiden;¹⁰ auch sollte der merkwürdigen westlichen Angewohnheit entgegengetreten werden, hochwertiges Getreide als Viehfutter zu vergeuden, also z.B. an Schweine zu verfüttern. Schon heute machten Schweine, die zumeist mit Getreide gemästet würden, 80% des gesamten Fleischkonsums aus. Viel zu ungesund sei nach wie vor auch der hohe Konsum von Kornbrandschnäpsen. Die Verbraucher sollten sich statt dessen auf höheren Gemüseverbrauch einstellen und den Eiweißanteil der Nahrung hauptsächlich mit pflanzlichen Stoffen, vor allem mit Sojaprodukten eindecken, die eine höchst attraktive Alternative zu Schweinefleisch und anderen tierischen Nahrungsmitteln bildeten.

Auch Baicai [60], d.h. Chinakohl, sei dem Verbraucher nach wie vor dringend ans Herz gelegt. Noch bis vor wenigen Jahren bestritt Baicai in der Beijinger Umgebung etwa 40% des Gemüseanbaus; ganze Kaskaden von Kohlköpfen gehörten in der Vorwinterzeit zum Anblick jeder nordchinesischen Stadt. In der Tat deckte sich jede Familie und jede Danwei im November und Dezember gleich zentnerweise mit diesen Kohlköpfen ein und lagerte sie in Hausfluren und Treppenhäusern.

Leider geht - nach Berechnung des Landwirtschaftsministeriums - der Verbrauch von Kohl neuerdings rapide zurück: Kaufte eine Beijinger Familie i.J. 1990 als Wintervorrat noch durchschnittlich rd. 200 kg, so war die Nachfrage bis 1993 bereits um die Hälfte zurückgegangen, obwohl nach der Freigabe der Gemüsepreise vom

Dezember 1992 mittlerweile gewaltige Nachschubmengen auch aus den südchinesischen Provinzen herangeschafft worden waren. Einer der Gründe für diesen Rückgang und das damit entstandene Überangebot an Baicai war die Zunahme an Frischgemüse, das im Zeichen neuer Techniken (besser haltbare Sorten, Plastikfolien etc.) mittlerweile bis in den Spätherbst hinein gezüchtet werden kann, seien es nun Gurken, Blumenkohl oder Zwiebeln, Bohnen und Tomaten.

Die Behörden haben zwar eine Menge Einwendungen gegen die neuerlichen "Ungleichgewichte" der "Ernährungsstruktur". Kein Wort fällt dagegen über jenen Teil des chinesischen Speisezettels, mit dem sich ein Ausländer meist nur schwer anzufreunden vermag, nämlich über das Frühstück, das aus Reis- oder Maisbrei, eingesenem und eingelegtem Gemüse, Doufulu (scharf-säuerlichen Sojakäsewürfeln) und bisweilen auch aus Trockenfisch oder aber "tiandoujiang" ("süßer Bohnenmilch") und "youtiao" (Ölstangen) besteht [61].

Vor allem in der südchinesischen Umgangssprache stammen übrigens zahlreiche scherzhafte Ausdrücke aus dem Frühstücksmilieu, z.B. "ta shi yige lao yontiao!" [62] ("Er ist eine alte Ölstange" - ein "Schlawiner") oder "bu yao chi wode doufu!" [63] (wörtl.: "Friß nicht mein doufu!", sinngemäß: "Nimm mich bloß nicht auf den Arm!" oder vielleicht deftiger: "Ich lasse mich nicht von dir verarschen!")

2.2.2

Kleidungsgeohnheiten, Kosmetik und Schmuck

2.2.2.1

Vom "Mao-Look" zurück zur Mode - und zur Seide

Drei Jahrzehnte lang, von 1949 bis 1979, traten die Chinesen in Stadt und Land in Einheitsdress auf: weißes Baumwollhemd, weite Korkenzieherhose, formloses "Sakko" und Ballonmütze - dies waren die Grundelemente sowohl der männlichen als auch der weiblichen Kleidung, die sich wenig voneinander unterschied. An Farben gab es die "Auswahl" zwischen einfarbig Drillichblau, Grün oder Bräunlich; die Schuhe waren entweder aus Stoff oder aus Leder und hatten manchmal Sandalenform. Auf den Dörfern ging man barfuß. Häufig waren Jacken und Hosen mit Flickern wie mit Masern übersät. Einheitlich auch die Frisur - der Pagenkopf bei den Mädchen und der Militärschnitt bei den Männern. Schmuck galt als verpönt, weil "feudalistisch". Nur wenige Funktionsfrauen konnten es sich leisten, wenigstens zu Hause individuelle Kleidung zu tragen - eine von ihnen war ausgerechnet Jiang Qing, die Ehefrau Maos, die nach dem persönlichen Zeugnis ihrer Biographin Roxane Wittke hinter verschlossener Tür eine umfangreiche Kleiderkollektion unterhielt, in der Öffentlichkeit freilich nur mit Stoffschuhen und "Schlägermütze" auftrat, um so ihre "revolutionäre" Gesinnung zu bekunden.

Seit Ende der 70er Jahre hat sich dieses Einheitsbild vor allem in den Großstädten von Grund auf geändert. Ursächlich dafür waren nicht nur die konsumfreundlichen Reformbeschlüsse von 1979, sondern auch das Auftauchen des französischen Modeschöpfers Pierre Cardin, der 1979 mit zwölf Mannequins nach Beijing kam und dort auf Anhieb zum Stadtgespräch wurde. Die beschwingten Schritte der hochgewachsenen Mädchen, ihre

ungezwungene Haltung und ihre provozierend auffliegenden Röcke verursachten unter den mausgrau gekleideten Zuschauern, vor allem Kadern, helle Aufregung. Als sich die Gruppe dann auch noch auf dem Tiananmen-Platz, auf der Großen Mauer und auf der Nanjing-Straße in Shanghai zur Schau stellte, wurde die Bewunderung grenzenlos und löste offensichtlich einen Entschluß aus, der sich etwa in die Worte kleiden lassen dürfte: "Was die können, können wir auch - und so attraktiv sind wir noch alle Tage!"

In der Tat erschienen bereits 1990 die ersten chinesischen Mannequins auf dem Laufsteg und sorgten dafür, daß die Sehnsucht vor allem der jungen Frauen nach buntgemusterten und modisch "asymmetrischen" Röcken, Kleidern, Kostümen, T-Shirts und modischen Hosen - kurzum nach Vielfalt und Abschied von der Monotonie - unbezähmbar zu werden begann. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß die Maßstäbe verloren gingen: Schon bald waren die Miniröcke in Shanghai oder Tianjin noch kürzer als in irgendeiner westlichen Großstadt und die Hosen noch enganliegender.

Strahlendes Gelb, das einst den Kaisern vorbehalten war, wurde in den ersten Jahren vorherrschend - aber auch andere helleuchtende Töne wie Hellblau oder Hellviolett, weniger dagegen die einst so verbreiteten "Revolutions"-Töne Rot und Grün.

Auch die Jeansmode fand spontan Anklang, und zu einer Art Selbstverständlichkeit wurden jetzt auch wieder ärmellose Kleider, wie sie vor wenigen Jahren noch undenkbar gewesen wären. Auf den Pullovern und Hemden tauchten Springbrunnen, Schmetterlinge, geometrische Muster und die Blüten der Zimmercalla auf.

Sogar die Männer kleideten sich jetzt ungezwungener und trugen, wo immer es der Geldbeutel zuließ, "Nike"-Schuhe oder "Adidas"-Outfit. Der Wunsch, partout "modern" auftreten zu wollen, wurde hier auf nachdrückliche - und unschuldige - Weise demonstriert.

Zur Verblüffung des ausländischen Fachpublikums tauchten bereits acht Jahre nach dem Besuch Cardins in China Mannequins aus Shanghai in Paris auf, präsentierten dort innovative Mode und konnten sogar erste Preise einheimen.¹¹ Ein weiteres Jahr später setzte sich die 20jährige Peng Li bei einem Mannequin-Wettbewerb im italienischen Serrano gegen rd. 1.000 Berufskolleginnen aus 26 Staaten durch.

Die neue Bekleidungswelle zeigte, daß auch den Chinesen - allen gegenteiligen Beteuerungen der vorangegangenen Jahrzehnte zum Trotz - Kleidung nicht nur als Schutz gegen Kälte und Nacktheit, sondern auch zur Unterstreichung der eigenen Persönlichkeit teuer war.

Zumindest in der Bekleidung gehörte die Massenlinie damit der Vergangenheit an.

Lockerer in den Kleidungsgehnheiten gaben sich nun sogar die Kader. Hatten sie sich dem Volk in den vorangegangenen Jahrzehnten in Jacken präsentiert, die streng "zugeknöpft" und vor allem mit vier aufgesetzten Taschen versehen waren, so tauchten jetzt erstmals offene Kragen und sogar leger getragene Blousons auf.

Nicht nur die "Mao-Jacken" der Kader, sondern auch die Uniformen der Militärs und Polizei wurden "flotter": plötzlich begannen die Uniformen wieder zu "sitzen" und außerdem wurden Bügelfalten nicht mehr mit kulturrevolutionärer Hybris gestraft.

In den Speiselokalen begann überkorrekt gekleidetes Dienstpersonal an "Vornehmheit" nicht selten die Gäste in den Schatten zu stellen.

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge mußte die chinesische Bürokratie Anfang der 90er Jahre zur Kenntnis nehmen, daß der Anteil an den durchschnittlichen Haushaltsausgaben bereits zu einem Viertel auf den Kauf von Bekleidung verwendet wurde. Der Textil- und Modeindustrie konnte dies freilich nur recht sein - und vor allem die Beamten des "Ministeriums für Leichtindustrie" rieben sich die Hände. Aber auch ausländische Kaufhausketten begannen sich nun in China niederzulassen, so z.B. Japans Großkaufhäuser "Sogo" und "Yaohan", Hongkongs "Sincere" und Taiwans "Sunrise".

Angesichts dieser Konkurrenz beschloß die chinesische Textilindustrie, die Meßlatte für ihre Exporte bis zum Jahr 2000 auf 20 Mrd.US\$ hochzulegen.

Nicht überall freilich stieß die neue Modebegeisterung auf ungeteilten Beifall. Vor allem die ältere Generation blieb bei ihren grauen und blauen Hosenanzügen und begann über die "schamlosen" und "ungesunden" Angewohnheiten vieler junger Leute die Nase zu rümpfen. Vor allem die jungen Mädchen zeigten "übertriebene Blöße und allzu durchsichtige Kleider". Auch ihre Frisuren widersprachen häufig dem "nationalen Schönheitsempfinden".¹²

So ergab sich also schon bald ein provozierender Kontrast zwischen dem traditionellen Grau/Dunkelblau/Soldatengrün einerseits und der modischen Farbenlust auf der anderen Seite, wie sie von der jüngeren Generation an den Tag gelegt wurde.

Zwischen diesen beiden Extremen der Beharrung und der "Verwestlichung" haben sich inzwischen aber auch mindestens drei mittlere Wege aufgetan:

Da ist erstens der Qipao [64], der sich an der Seite der Miniröcke und Jeansanzüge nicht nur behaupten, sondern der sogar merklich zulegen konnte.

Der Qipao, der im Ausland lange Zeit als chinesisches Kleidungsstück schlechthin galt, ist eigentlich ein ursprünglich nur für Männer gefertigter Kampfanzug ("Bannerrobe", qi) [65], der aus der mandschurischen Tradition stammt. In den 30er Jahren des 20.Jh. konnte er sich jedoch ungeachtet dieses Stammbaums in den Großstädten durchsetzen und wurde von den Männern als "changpao" ("lange Robe"), von den Frauen aber als "dagua" ("langes Kleid") - oder eben als Qipao getragen [66].

Ursprünglich ließ sich der Status des Qipao-Trägers sofort an den Stoffornamenten erkennen: runde Muster waren für Prinzen bestimmt, rechteckige für Beamte, Tiere für Soldaten und Drachmuster auf Goldstoff gar nur für die Spitzen des kaiserlichen Hofes.

Unter dem Einfluß des westlichen Frauenrocks wurde der Qipao in den 30er Jahren bis zu den Knien gekürzt. Charakteristisch wurden nun der enge Sitz, die manchmal hüfthohen Seitenschlitze und der Stehkragen.

Mit Beginn der "Befreiung" verschwand der Qipao aus der Garderobe und lebte nur noch auf Taiwan, in Singapur und Hongkong weiter. Erst in den 80er Jahren kehrte er dann auch wieder ins volksrepublikanische Großstadtleben zurück. Bei aller Eleganz und Anmut brachte er allerdings einige Nachteile mit sich, da er seine Trägerinnen beim Radfahren und beim Einsteigen in den Bus behinderte. Die Modedesigner haben hier inzwischen Abhilfe geschaffen, indem sie den Stehkragen durch einen offenen Kragen ersetzten und dem Saum einen großzügigeren Schnitt verpaßten.

Erstaunlich im Trend liegen zweitens die jedem Ausländer auf Anhieb ins Auge fallenden Stoffschuhe, die sich aus der Bauerntracht heraus entwickelt und ursprünglich dem Zweck gedient haben, den Fuß im Winter warmzuhalten (Kamelhaar und Filz) oder ihm im Sommer Kühlung zu verschaffen (Baumwolle). Nicht nur Temperatur-, sondern auch Desodorations-Überlegungen spielten beim Stoffschuhdesign von jeher eine Rolle: So entstanden beispielsweise die sog. "wohlriechenden Gras-Stoffschuhe" mit Stoffsohlen, in den Schichten von Heilkräuterpuder vernäht wurden. Bereits im 5.Jh. soll die Konkubine eines Kaisers Schuhe dieser Art getragen und überall "duftende Fußspuren hinterlassen" haben.

Stoffschuhe lassen sich auch heutzutage wesentlich phantasiereicher und kostengünstiger fertigen als Lederschuhe. Vor allem die Beijinger Fabrik "1.Juni" hat mit den überlieferten Mustern zu spielen verstanden und bringt sowohl bestickte Schuhe als auch Slipper, Kinderschuhe und Varianten mit hohen Absätzen auf den Markt.

Auf einen mittleren Weg verweist drittens das manchmal an Nostalgie grenzende neuerwachte Interesse, mit dem sich vor allem die jüngeren Modeschöpfer auf altchinesische Kleidungs-traditionen gestürzt haben. Plötzlich "entdeckten" sie die schon vor vielen Jahren aus den Gräbern von Mawangdui (Provinz Hunan) freigelegten Gaze-Schnitte, die bereits in der Westlichen Han-Dynastie (208 v. - 8 n.Chr.) üblich waren, darüber hinaus aber auch die langen Ärmel, bunten Röcke, Umschlagtücher und Jacken in H-, V-, Y- und umgekehrtem Y-Schnitt, wie sie während der Tang-Zeit (218-907) von Männern und Frauen getragen wurden.

Große Mode wurde jetzt auch das Standardwerk Shen Zongwens über *Kleidung und Ornamente im alten China*, das einen Zeitraum von 3.000 Jahren, nämlich von der Shang-Dynastie (16. vorchr.Jh.) bis zum Ende der Qing-Dynastie (1911) abdeckt und auf 400 Seiten sowie in 700 Illustrationen eine Fülle von Anschauungsmaterial über Kleidung und Textilornamente bietet. Shen, ein Freund Zhou Enlais, hatte das Buch bereits 1964 begonnen, seine Arbeiten aber in den Wirren der Kulturrevolution einstellen müssen - und war mit der Niederschrift erst in den Reformjahren fertig geworden. Normalerweise wäre sein Buch unbeachtet geblieben - nach all den Jahren der Korkenzieherhosen und Ballonmützen bot es jedoch Anschauungsmaterial für einen Neubeginn, wie es sich die jungen Modeschöpfer nicht besser hätten wünschen können.

Die Tradition ist aber nicht nur eine willkommene Handreichung beim Abschied von der maoistischen Vergangenheit, sondern auch ein Wegweiser für künftige Konkurrenzkämpfe auf dem Weltmarkt: Nur wenn die chinesische Bekleidungsindustrie es versteht, hier eigene Wege zu beschreiten, kann sie sich langfristig Erfolge ausrechnen. Um nicht das Rad ein zweites Mal zu erfinden und auf westliche Mode-"Befehle" nicht immer mit einem Schritt zu langsam zu reagieren, hat beispielsweise die Modedesignerin Chen Yunzi, die am Institut für Kunstgewerbe in Zhejiang modernes Modezeichnen studiert hat, Motive der bemalten neolithischen Keramik (6.-4. vorchr.Jh.), Tiermotive aus der Zeit der Streitenden Reiche (475-221 v.Chr.) und Muster weiterer archäologischer Funde aus verschiedenen Geschichtsperioden des alten China in ihr Programm eingearbeitet. Sie folgt damit dem heute weitverbreiteten Wahlspruch, daß "zwischen dem Zeitgeist und dem nationalen Stil eine Verbindung herzustellen" sei.¹³ Einige ihrer Modelle wurden 1988 auch in Hamburg ausgestellt.

Der maoistische Kleidungs-Egalitarismus hat sich mittlerweile nicht nur zwischen Frauen und Männern verflüchtigt, sondern auch zwischen Erwachsenen und Kindern.

Meist werden die Einzelkinder der städtischen Familien voller Stolz aufs bunteste herausgeputzt. Manchmal allerdings erscheinen sie auch uniformiert: Was für die deutschen Kinder der Vorkriegszeit der Matrosenanzug, ist für viele chinesische Stadtkinder die ölgrüne VBA-Uniform, zu der als Beiwerk der rote Kragenspiegel, der Spielzeugkarabiner und die überdimensionierte Offiziersschirmmütze mit rotem Stern gehört.

Ein besonders charakteristisches - und für westliche Fotografen offensichtlich besonders aufregendes - Kleidungsstück ist die "kaidangku" [67], die "Hose mit dem offenen Boden", die aus "Zweckmäßigkeitsgründen" gar nicht erst zugenäht, sondern offengelassen und die wegen dieses nüchternen Kalküls von vielen Ausländern auch "Schnellfeuerhose" genannt wird.

Nicht nur die Mode, sondern auch die *Seide* ist zurückgekehrt - und damit eine ehrwürdige Tradition, die angeblich bereits i.J. 2698 v.Chr. von Xiling, der Gattin des Gelben Kaisers, begründet wurde, nachdem sie auf der Flucht vor einer Schlange auf einen Maulbeerbaum geklettert und dort zum ersten Mal Seidenwürmern begegnet war. Endgültig zur "Ahnfrau des Fadens" war sie geworden, nachdem sie das Gespinst der Raupenkokons erstmals aufgerollt und damit das Material für ein märchenhaft federleichtes Gewebe gewonnen hatte.

Etwa zweieinhalbtausend Jahre lang hatte das Reich der Mitte ein Monopol an dieser kostbaren Technik. Doch dann schmuggelte eine Prinzessin auf ihrem Hochzeitszug Seidenkokons ins Ausland und legte damit den Grundstein für eine schnellwachsende Konkurrenz, die der Seidenindustrie Chinas lange Zeit das Nachsehen gab. Spätestens seit den 70er Jahren des 20.Jh. aber hat das Stammland den verlorenen Boden wieder gutmachen können und erzeugt mittlerweile rd. 90% der Rohseide des Weltmarkts.

Kaum eine aufwendigere Beschäftigung gibt es in der Landwirtschaft als die Seidenproduktion. In natura vollzieht sich der Entstehungsprozeß in einem sechsgliedri-

gen Kreislauf mit folgenden Stationen: Eier - Ausschlüpfen der Raupe - Zeit des großen Fressens - Einspinnen im Kokon - Ausschlüpfen des Falters - Paarung - erneut Eier.

Mit der Erfindung der Seidenkunst durch die Göttin Xiding wurde dieser natürliche Kreislauf allerdings hinter Phase 4 künstlich unterbrochen, und zwar durch Überbrühen des Kokons, da ein Ausschlüpfen des Falters den Kokon zerstören würde. Nur ein Bruchteil der Raupen darf den natürlichen Reifezyklus fortsetzen, damit es auch wieder Eier für die nächste Kokonernte gibt.

Ein gutorganisierter Seidenbauernbetrieb kann pro Jahr vier bis fünf Kokon-"Ernten" einbringen vor allem in Suzhou, Hangzhou, Wuxi und weiteren Regionen des Yangzitals, die vom Klima und vom Maulbeerreichtum verwöhnt sind.

Die Arbeit fängt damit an, daß der Bauer auf dem Markt ein bis zwei "zhang" Seidenraupen erwirbt, das sind rd. 30.000 bis 40.000 Stück, die in ein zigarrenkistengroßes Kistchen passen.

Damit beginnt bereits der mühseligste Teil der Aufzucht, denn von 5 Uhr morgens bis Mitternacht verlangen die Raupen nun Maulbeerblätter gleichsam am Fließband, die sie mit einer Gier ohnegleichen wegfressen. Das Nagegeräusch dringt wie Nieselregen ans Ohr. Während der Freißperiode, die etwa einen Monat lang dauert, verlangen die eigensinnigen Raupen eine Umgebung, die weder zu kühl noch zu heiß noch zu hell und überdies frei von Fliegen ist. Hundegebell, Zugluft oder scharfe Gerüche stören ihre Sensibilität. Außerdem verlangen sie frischgeerntete Maulbeerblätter, die weder zu feucht noch zu trocken sind. Vor allem aber ist es die gewaltige Menge von rd. 1 t Laub, die für die Brut aus der Zigarrenkiste herangeschafft werden muß.

Hat die Raupe in ihrem Körper genügend weiße Masse aus Seidenbrei und Klebstoff angespeichert, so kriecht sie auf einen der von der Züchterfamilie inzwischen zu Dutzenden bereitgestellten etwa 30 cm hohen Strohkegel (sie "besteigt den Bergpfad"), läßt sich dort an einem Liegeplatz nieder und beginnt nun drei Tage und drei Nächte lang pausenlos zu spinnen, wobei sie ihren Kopf solange um den Körper rotieren läßt, bis rd. 1.000 m Faden abgewickelt und damit etwa 60.000 Windungen gespult sind. Nach dieser Schwerarbeit verfällt sie in einen Erschöpfungsschlaf, für den das neugesponnene - und wohltemperierte - Gehäuse wie geschaffen ist: Die Raupe soll in ihrem Kokon zum Falter heranwachsen - so wenigstens sieht es die Natur vor. Dahin allerdings läßt es der Seidenbauer nicht kommen. Vielmehr bringt er die Ernte nun in aller Eile zur nächsten Genossenschaft, wo die Kokons in heißes Wasser versenkt - und die Raupen abgetötet werden.

Anschließend beginnt die Abhaspelei, die heutzutage maschinell betrieben wird. Die Hasplerinnen - meist Dutzende von Frauen an bis zu 100 m langen Arbeitsbühnen - haben lediglich darauf zu achten, daß jeder Faden, ehe er zu Ende geht, mit dem nächsten in Verbindung gebracht wird, wobei der natürliche Seidenleim für eine ausreichende Klebung sorgt. Die auf etwa 40 cm hohe Spulen aufgerollte Rohseide wird am Ende seitwärts abgenommen, zopfartig gefaltet und an die Spinnerei geliefert.

Nunmehr kann die eigentliche Verarbeitung beginnen, wobei im Wege des Entbastens, Zwirnsens, Färbens und Webens die verschiedensten Seidenarten entstehen, seien es nun Atlas oder Brokat, Satin oder Organza, Musselin oder Chiffon, Crêpe Georgette oder Crêpe de Chine. Nicht nur Kleidungstextilien werden heutzutage aus Seide hergestellt, sondern auch Farbbänder und Fallschirme, Radrennsättel, Tennisschlägersaiten, Astronautenanzüge und künstliche Arterien oder Venen.

Noch lange ehe an solche Verwendungen zu denken war, gab es bereits die zur Familie der Seiden gehörenden Brokate, von denen vor allem die "Großen Vier" im Reich der Mitte geschätzt waren - und auch heute wieder sind, nämlich der Song-Brokat aus Suzhou, der Yun-Brokat aus Nanjing, der Hangzhou-Brokat und der Shu-Brokat aus der Provinz Sichuan. Die Bezeichnung "Song" verweist auf den Zusammenhang mit der gleichnamigen Dynastie (960-1127) und spielt auf Motive der damaligen Zeit an; "Yun" läßt an Wolkengebilde denken - daher auch der Name [68]. Die Hangzhou-Brokate sind vor allem durch ihre lebhafteste Bebilderung bekannt und die Sichuan-Brokate durch ihre Textur. Die fernwestliche Hauptstadt Sichuans, Chengdu, war für ihre Seidenerzeugnisse im Mittelalter so berühmt, daß sie den Ehrennamen "Brokatstadt" (Jincheng) [69] trug. In vielen Städten gibt es auch heute noch "Brokatflüsse", z.B. den Jinjiang in Shanghai [70].

Die Besucher des Seidenmuseums in Hangzhou können ihr Heimatland noch heute aus dem Blickwinkel einer für das Reich der Mitte so ungemein charakteristischen Technologie kennenlernen - der Seidenherstellung.

Neben den zahlreichen Spielformen der Seide und der Brokate finden im reformerischen China auch die Seidenstickerei mit ihren filigranhaften Berg-, Vogel- und Baummotiven ebenso schnelle Verbreitung wie die Seidenmalereien und die Seidenfiguren, die z.T. traditionellen Plastiken aus Ton oder Holz nachempfunden sind.

Seide ist für die Kultur Chinas nicht weniger charakteristisch als Tee, Schriftzeichen oder Konfuzianismus. Entsprechend liebevoll ist auch die Literatur, vor allem aber der Schriftzeichenthesaurus, der sich um diesen Bereich herum entwickelt hat. Die Seidenraupe "can" zeigt beispielsweise ein "Himmelsinsekt" - oben das Zeichen für Himmel, unten das Element für Insekt [71]; der Charakter für "Kokon" zeigt ein Gehäuse, das außen von Blättern umgeben ist und innen sowohl Seide als auch ein Insekt enthält (jian) [72]. "Seidig" ist auch das "Glück und die Freude" (le): hier erscheint ein von Seide umgebenes strahlendes Weiß auf einem Baum [73].

2.2.2.2

Die "kosmetische Revolution"

Waren die Konsumwünsche der frühen 80er Jahre noch etwas harmlos und bieder auf ein Fahrrad oder eine Armbanduhr, die Erwartungen der späten 80er Jahre auf eine Waschmaschine oder aber auf ein Fernsehgerät gerichtet, so geht es einer wachsenden Zahl von Konsumenten in den 90er Jahren um ganz neue Qualitäten, ja um eine Art neuer Revolution - die "kosmetische Revolution".

Vor allem in den Küstenstädten - und hier wiederum in Shanghai - sind immer häufiger elegantgekleidete Damen mit hochhackigen Schuhen, teuren Ledertaschen europäischer Herkunft und nicht zuletzt mit Frisuren neuester Provenienz und Bezeichnung (z.B. "Seemöwe") zu sehen.

Zunächst scheint es sich hier lediglich um Angehörige einer Minderheit, nämlich der "neuen Reichen", zu handeln, d.h. um 30-40jährige Städterinnen (und Städter), die es als Unternehmer oder aber in der Unterhaltungsbranche zu Erfolg gebracht haben und die - als "Yuppies" chinesischer Machart - künftige Trends vorwegnehmen und "große Welt spielen", sei es nun, daß sie in Nachtclubs, Discos und Karaoke-Bars auftauchen oder aber in den Leserräumen der großen Hotels und in der Musikhalle des "Peace-Hotels", wo die "lao nian jueshi yue tuan" [74], d.h. die "Old Jazz Band" des Friedenshotels, ihr Repertoire aus den Jahren vor der "Befreiung" zum besten gibt. Die (aus kulturrevolutionärer Sicht so sündhafte) Schönheitsindustrie hat freilich nicht nur die dünne Schicht der "dakuan" erfaßt, sondern beginnt mittlerweile auch noch Breitenwirkung zu entfalten, wie sich überhaupt der "Schönheits"-Begriff längst wieder demokratisiert hat:

Makellose helle Haut, schwarzes weiches Haar und weit geöffnete strahlende Augen - dies sind die drei Kriterien, die zumindest aus der Sicht der nachwachsenden Generation allergrößte Anstrengungen rechtfertigen. Während die älteren Mitglieder der chinesischen Gesellschaft bei der kosmetischen Aufrüstung äußerste Zurückhaltung zeigen, sind die jungen Leute bereit, einen erheblichen Teil ihres Einkommens für Balsam gegen Sommersprossen und Pigmentflecken, für Haarpflegemittel und bisweilen sogar für Schönheitsoperationen auszugeben.

Kaum eine Rolle spielen andererseits kosmetische Artikel wie Rouge, Lippenstift und Nagellack: Darüber darf auch nicht der üppige Einsatz von Schminkefarben bei der Maskengestaltung in der Pekingoper hinwegtäuschen; sie gehört zwar auf die Bühne, nicht aber in den Alltag.

Zu den Hauptelexieren der chinesischen Kosmetik, die ihr industrielles Zentrum übrigens in der Provinz Jiangsu sowie in Shanghai - also im Einzugsbereich des Yangzi - hat, gehört Ginsengextrakt, dem bekanntlich nicht nur medizinische, sondern auch magische Wirkung zugesprochen wird.

Neben dem Ginsengextrakt kommen auch Blütenöle, Alkohole und Mandarinenauszüge zur Verwendung, nicht zuletzt bei der Herstellung von Parfüms. Die chinesischen Duftstoffe haben sich vor allem in vier Richtungen entwickelt, nämlich Blumen- (Jasmin, Rose), Holz- (Sandel) und Kräuterparfüms ("Wildes Gras") sowie Phantasiekompositionen. Bei der Herstellung von Duftstoffen finden insgesamt 349 Pflanzen Verwendung, darunter Magnolien, Zitronenkraut, Jasmin, Pfefferminze und grüne Minze. In elf Provinzen der VRCh gibt es inzwischen Kräuterkulturen, die der Kosmetikindustrie zuarbeiten. Nach wie vor gilt ja das Hauptinteresse den Blumenriechstoffen, doch werden auch tierische Sekrete verwendet, sei es nun von Moschus und Mungo oder aber von einem Meeressäuger, der mit seinen Darmabsonderungen bereits dem Kaiserhof als Lieferant gedient hat, nämlich dem Pottwal. Das nach ihm benannte

"Longxian"-Parfüm nimmt bei den Verbrauchern auch heute noch mit Abstand den vordersten Rang ein - und ist gleichzeitig auch am teuersten.¹⁴

Kosmetika wollen sparsam und subtil verwendet sein. Ein Unterton der Mißbilligung schwingt z.B. in dem häufig verwendeten Ausdruck "da ban" [75] mit. "Ban" heißt so viel wie "sich aufputzen, sich verkleiden", während die Silbe "da" (wörtl.: "schlagen") frech herausforderndes Verhalten assoziiert. "Ta ai daban" [76] heißt also so viel wie "sie/er klatscht sich gerne Schminke auf!"

Grundwissen der Kosmetik wird nicht nur in den wiedererstandenen "Schönheitssalons", sondern auch in zahlreichen Zeitungen, Zeitschriften und im Fernsehen "verkauft", sei es nun die Kunst des Frisierens oder aber die Technik der Gesichtsmassage. Sogar kosmetische Operationen stehen im Angebot, angefangen von der Nasenverlängerung über das Liften von Tränensäcken bis hin zur Straffung von Gesichtsfalten und zur Busenvergrößerung.

Die kosmetische Chirurgie war, aus medizinischen Erwägungen, lange vor dem Anrollen der neuen Modewelle bereits hochentwickelt und beruht auf einem soliden Können. Behandelt wurden früher Brandwunden, Mißbildungen (Hasenscharten) und Entstellungen, wie sie bei Unfällen und bei Verwundungen in militärischen Gefechten entstehen. Seit Beginn der 90er Jahre freilich wird die hier entwickelte plastische Chirurgie wesentlich profitbringender eingesetzt, nämlich bei "Schönheits"-Operationen, wobei der "Schönheits"-Begriff, der mittlerweile en vogue ist, durchaus nicht jedermanns Geschmack sein muß. So wird beispielsweise die "zu kleine chinesische Nase" durch Einsetzen von Silikonstreifen künstlich vergrößert. Durch Einschnitte in die Oberlider der Augen soll ein "Europäisierung"-Effekt erzielt werden und außerdem führen die Operationen zu silikongestützten Brustvergrößerungen - alles Einflüsse, die offensichtlich durch westliche Filme - und die damit transportierten neuen Schönheitsideale - ausgelöst worden sind. Kein Wunder, daß diese Neuausrichtung der Chirurgie vielfach als Ausdruck einer "bourgeoisen Lebenseinstellung" kritisiert wird, die um so frivoler sei, als kosmetische Operationen heutzutage auch in Kliniken vorgenommen werden, die früher der Rekonvaleszenz verwundeter Soldaten gedient hatten.¹⁵

In der Tat scheinen gewisse Kreise des städtischen China auf dem besten Wege zu sein, all die "Schönheits"-Verirrungen zu wiederholen, wie sie sich in den 50er und frühen 60er Jahren auch bei zahlreichen Japanerinnen ereignet haben.

Im Zeichen einer raschen Veränderung des Schönheitsbegriffs reihen sich inzwischen auch junge Männer in die Reihe der "Schönheitskäufer" ein, wobei sie offensichtlich auf bessere Chancen im Beruf - und bei den Frauen rechnen. Viele Männer scheuen sich auch nicht mehr, lange Haare oder gar eine Perücke zu tragen. Hohe Umsätze werden u.a. mit "mao fa zai sheng jing" [77], wörtl.: mit "Extrakten zur Wiederbelebung des Haarwachstums" erzielt. Fast zum Nationalhelden wurde in der Zwischenzeit der Erfinder des "101-Haartonikums", Zhang Zhanguang, dessen marktschreierische Reklamekampagnen über den "Sieg gegen den Haarausfall" zum Angehörtel jeder Zeitung gehören, und der sich inzwischen

auch über zahlungskräftige internationale Kundschaft freuen darf, nachdem ihm die Stadt Brüssel anlässlich der internationalen Eureka-Messe im September 1987 im Namen des belgischen Königs das Ritterkreuz 1.Klasse verliehen hatte. In seinem Heimatland hat der Erfolg des "101" seinem Erfinder inzwischen zahlreiche Ehrenpreise und sogar Prädikate des "Ministeriums für zivile Angelegenheiten" eingetragen - ein Zeichen dafür, welche "Marktlücke" Zhang hier im eigenen Land vorgefunden zu haben scheint.

2.2.2.3

Schmuck

Vollends indiskutabel wäre in den kulturrevolutionären Jahren das Tragen von Schmuck gewesen - und dies, obwohl China gerade auf diesem Gebiet eine eindrucksvolle Tradition besitzt.

Seit der Kaiserhof sich im 15.Jh. endgültig in Beijing niederließ, blühte dort die Schmuckindustrie auf, die zunächst allerdings fast ausschließlich für den Hof arbeitete, später dann allerdings auch zunehmend "die alten hundert Namen" belieferte. Seit der späten Ming-Zeit trugen auch gewöhnliche Sterbliche Haarschmuck, Ohr- und Armreifen. Beliebt waren vor allem lange Haarnadeln, mit denen sowohl Frauen als auch Männer (!) ihre Haarknoten feststeckten: Ursprünglich aus Bambus gefertigt, wurde im Laufe der Zeit immer mehr Gold und Jade bevorzugt.

Noch zu Beginn des 20.Jh. gab es in Beijing etwa 100 Juwelierwerkstätten, die sich - nach gut altchinesischem Brauch - fast alle in den Geschäftsvierteln Dashalan und Huashi konzentrierten.

Nach ihrem Niedergang während der maoistischen Ära erlebte die Beijinger Schmuckindustrie während der 80er Jahre im Zeichen unerwartet steigender Nachfrage einen verblüffenden Wiederaufschwung, der auch durch den Import ausländischer Technologien, z.B. durch Installation kompletter Fließbandanlagen aus Italien für Präzisionsguß, Galvanisieren und Gravieren begünstigt wurde.

Charakteristisch für chinesischen Schmuck sind Filigran- und Einlegearbeiten unter Verwendung von Gold und Silber, darüber hinaus aber auch Cloisonné- und Emailornamente. Einzelteile von Broschen, Ohrringen oder Halsketten werden bis ins Filigran perforiert und cloisonniert oder emailliert. Man behandelt Metall zumeist wie Stickereien - ein Zeichen für Geschicklichkeit und Geduld des Goldschmiedehandwerks, aber auch für den unschlagbaren Vorrat an menschlichen Arbeitskraft.

Besondere "Renner" zu Beginn der 90er Jahre waren Halsketten und Ohrringe mit eingelegten "Katzenaugen". Angesichts schmaler Geldbeutel ist es einstweilen noch der aus synthetischen Materialien gearbeitete Modeschmuck, der das Rennen macht, zumal er teureren Mineralien oder aber Edelmetallen täuschend ähnlich sieht und bei Licht die Regenbogenfarben spiegeln läßt. Als künstlerische Vorlagen dient den chinesischen Designern nicht nur das autochthone Erbe, sondern zunehmend auch der Schmuck der Minderheiten, die (vor allem soweit sie im Südwesten leben) immer schon wesentlich farbenfreudiger herausgeputzt waren als die meist eher zurückhaltenden Han.

An die Stelle des Modeschmucks tritt allerdings immer häufiger echter Gold- und Silberschmuck. Das bei der Schmuckherstellung verwendete Edelmetall hat gewöhnlich 18 oder 14 Karat Gold oder enthält rd. 95% Silber, welch letzteres gerne mit Diamanten, Perlen, Jade und Edelsteinen verarbeitet wird. Schon zu Beginn der 90er Jahre gab es wieder mehr als tausend Spielformen von Gold- und Silberschmuck - angefangen von Halsketten über Armreifen, Ringe und Broschen bis hin zu Ohr- und Haarschmuck. Bei einigen Teilen der Bevölkerung begann sogar ein regelrechter "Goldtausch" auszubrechen. 1992 stieg China zum weltweit größten Goldkonsumenten auf - eine Entwicklung, für die vor allem zwei Hauptgründe maßgebend waren, nämlich außenwirtschaftlich die fehlende Konvertibilität des Renminbi, der Zahlungen mit "Ersatzgeld" - eben mit Gold - erforderlich machte, und binnenwirtschaftlich der Wunsch der Bevölkerung, sich gegen die Hektik inflationärer Entwertung ihres Geldvermögens abzusichern, und zwar durch wertbeständigen Goldschmuck.

Darüber hinaus aber war der "gelbe Schmuck" auch deshalb so begehrt, weil es erstens als chic galt, jede Mode mitzumachen, weil Schmuckstücke zweitens, wie schon in alter Zeit, ein Treuesymbol sind (keine Verlobung und keine Hochzeit ohne Ringe!) und weil man in China nicht zuletzt Reichtum mit der Zurschaustellung von Gold(und Silber!)-Schmuck dokumentiert.¹⁶

Die private Nachfrageerhöhung nach Goldschmuck als Wertanlage führte wiederum dazu, daß überall in den wohlhabenderen Regionen der Volksrepublik Juweliergeschäfte wie Pilze aus dem Boden wuchsen. In der Stadt Changchun, der Hauptstadt der Provinz Jilin, hatte es beispielsweise 1984 nur ein einziges Juweliergeschäft gegeben, Mitte 1993 dagegen waren es bereits 60 - und weitere 20 hatten bereits eine Konzession beantragt.¹⁷

Die Aussage mancher Ausländer,¹⁸ daß Gold in den asiatischen Staaten und vor allem beim "größten Goldkonsumenten der Welt", China, eine "rein monetäre Rolle" spiele, ist angesichts der Vielschichtigkeit in den Überlegungen des chinesischen Goldkäufers ganz gewiß eine Vereinfachung!

Nicht nur Gold und Silber, sondern auch *Perlen* sind auf der Wunschliste ganz nach oben gerückt. Aus den offensichtlich unerschöpflichen Seen und Flüssen Chinas kommt seit Jahren eine wahre Flut von Süßwasserperlen auf den heimischen und den Weltmarkt zu. Wer über die Märkte Hangzhou, Suzhou oder der Gemeinde Weitang (Provinz Jiangsu) schlendert, hat fortwährend den Ruf "zhenzhu zhenzhu!" ("Perlen, Perlen!") in den Ohren. Allein die Gemeinde Weitang, die sich mittlerweile des größten Süßwasserperlenmarkts von ganz China rühmen darf, konnte 1991 rd. 42.000 kg ihrer kostbaren "Ernte" umschlagen. Da Süßwasser- kleiner als Meerwasserperlen sind, werden die aus ihnen gefertigten schimmernden Ketten meist nicht einfach, sondern mehrfach gezwirnt angeboten.

Die Süßwassermuscheln wachsen in Bastkörben heran, die im Bereich abgeteilter See- und Flußareale an Flößen verankert sind. Jede Muschel bringt mehrere Perlen, manchmal bis zu zwei oder drei Dutzend hervor. Aufzucht, Ernte und Verarbeitung sind extrem arbeitsinten-

siv und erweisen sich damit für das dichtbesiedelte und mit Arbeitskräften gesegnete Südchina als geradezu ideales Gewerbe, zumal es inzwischen auch satte Gewinne abwirft.

Für ein weiteres Wachstum der Schmuckindustrie gibt es in China also solide Grundlagen. Nicht immer freilich entwickeln sich die Gewohnheiten in eine "gesunde" Richtung. Höchst schockierend vor allem für die ältere Generation, aber auch für die Mehrheit der jüngeren Chinesen ist der im städtischen Milieu gar nicht mehr so seltene Anblick von schmucktragenden jungen Männern.

2.2.3

Wohnen

2.2.3.1

Die Situation auf dem Dorf

Chinesische Dörfer kommen jenem Klischee, das sich ein europäischer Städter teils nostalgisch, teils angewidert von einem Dorf zu machen pflegt, häufig recht nahe: Ihre Einwohnerschaft rekrutiert sich aus rd. 2.000 Seelen und ihre Siedlungsgestalt zeigt entweder ein Zeilendorf entlang der Hauptstraße oder aber ein Haufendorf, dessen Wohngebäude und Scheunen sich um einen von Weiden (im Süden: von Bambushecken) gesäumten Dorfweiher versammelt zu haben scheinen. Auf der Dorfstraße und zwischen den Scheunen streunen Schweine und Hühner und nach jedem Regen lösen sich Wege und Stege in Pfützen auf. Einen echten Mittelpunkt gibt es nirgends in diesen Dörfern, wie sich ja weder im traditionellen noch im volksrepublikanischen China ein einheitlicher Dorfbaustil hat herausbilden können, obwohl es beispielsweise seit Anfang der 80er Jahre zahlreiche Architektenbewerbe für den Hausbau in Dörfern und Kleinstädten gegeben hat.

Obwohl die Bauern den Stadtbewohnern in fast allen Belangen des modernen Lebens hinterherhinken, sind sie ihnen doch, was das Wohnen anbelangt, weit voraus und verfügen über Wohnflächen, die pro Kopf das 5-6fache eines Stadtbewohners ausmachen. Dieser Vorsprung hängt damit zusammen, daß die Bauern viel früher als die Städter Möglichkeiten der Eigeninitiative haben nutzen können. Theoretisch standen den Bauern drei Möglichkeiten des Wohnungsbaus zur Verfügung: private Häuser, die in Eigenregie gebaut werden, Häuser, die von den Kollektiven (Brigaden, Produktionsmannschaften) gebaut und an die Bauern vermietet werden sowie Häuser, die von den Kollektiven gebaut und an die Bauern verkauft werden. Es spricht für die Weitsicht der Reformer, daß sie bereits Ende der 70er Jahre grünes Licht für die erste Alternative gaben, obwohl gerade diese Option in den vorangegangenen Jahren scharfe kulturevolutionäre Kritik auf sich gezogen hatte.

Mit dem Eigenbau wurden gleich mehrere Fliegen auf einen Schlag getroffen: die öffentliche Hand (in diesem Fall das Kollektiv) konnte Subventionsmittel einsparen, die Bauherren konnten sich über eigene vier Wände freuen und nicht zuletzt auch kam bei der Erstellung von Häusern wieder der alte Gemeinschaftsgeist der gegenseitigen Bauhilfe auf. Nicht zuletzt aber waren die Bauern im Gegenzug zur behördlichen "Großzügigkeit" bereit, sich gewissen Leitlinien für die Errichtung eines

neuen Hausbaustils zu unterwerfen. Dadurch entwickelte sich im Laufe der Zeit eine Reihe von Gemeinsamkeiten, die deutlich machen, wohin die weitere Reise voraussichtlich führt:

Da ist erstens eine Tendenz zur Zweistöckigkeit, die mit dem Wunsch nach sparsamem Umgang mit dem kostbaren Boden ebenso zusammenhängt wie mit dem Verlangen der jüngeren Generation nach verstärkter räumlicher Trennung. Außerdem hat der chinesische Bauer das betonierte Flachdach als Trockentenne entdeckt. Die neue Bauweise verlangt stabileres Material, weshalb der Backstein den Lehmziegel und Kunststoff vielfach das (ohnehin knappe) Holz verdrängt.

Zweitens ändern sich die Grundrisse: Der traditionelle chinesische Bauernhof bestand aus einem einschiffigen Langhaus, dem rechtwinklig an beiden Seiten wie ausgebreitete Arme weitere Flachbauten zugeordnet waren. Dem Haupthaus gegenüber lag der hochgemauerte Eingang, der häufig noch überdacht war. Der ganze Komplex war nach außen hin burgartig abgeschlossen, wobei eine 1-1,5 m hohe Luftziegelmauer die von den Gebäuden offengelassenen Baulücken ausfüllte. Lehm und Holz (im Süden Bambus, im Norden Weiden oder Pappeln) bildeten das Grundbaumaterial. Die Fenster waren unbeweglich, konnten allerdings herausgenommen werden und waren mit Papier "verglast", auf das man zur Zeit der großen Feste bunte Scherenschnitte aufzukleben pflegte.

Die Ummauerung und das typische Hoftor werden auch heute noch gerne beibehalten, doch dürften langfristig die "Seitenflügel" verschwinden, wodurch das Gehöft an freiem Raum - und damit vor allem an Lichteinfall - gewinnt.

Im Gebäude selbst zeigt sich eine Tendenz zur Funktioneentrennung: Hatte die Haupthalle früher oft gleichzeitig als Küche und das Schlafzimmer als Bewirtungsraum für die Gäste gedient, so kommen inzwischen - erstmals in der chinesischen Geschichte - sogar eigene "Kinderzimmer" auf.

Außerdem wird die "Butzenscheibentradition" durch großformatige Fenster abgelöst und der frühere Lehmfußboden durch Beton-, Fliesen- oder Holzfußboden ersetzt. Manchmal gibt es auch Teppiche, doch sind sie - ebenso übrigens wie der Teppich in Europa - eine neuere Erscheinung. Wolle galt außerdem lange Zeit als "barbarisch". Wer früher zwischen unverputzten Lehm- oder Ziegelwänden lebte, läßt heute kalken oder tapezieren.

Drittens ändert sich die Möblierung: Im traditionellen Bauernhaus bestimmten solide und nahezu unbewegliche Möbelstücke das Raumbild. Das Mittelzimmer des Hauptgebäudes beispielsweise war beherrscht vom Hausaltar mit der Ahnentafel, dem fünfteiligen Altargerät und dem mächtigen "Tisch der Acht (daoistischen) Unsterblichen" sowie wuchtigen Stühlen. Links vom Haupteingang lag das Kang-Zimmer, ein meist kombinierter Wohn- und Schlafraum der Eltern. Der Kang [78] selbst, ein Ofenbett, das es übrigens nur in Nordchina gab/gibt, besteht aus luftgetrockneten Lehmziegeln, die etwa 85 cm hoch gemauert und von einem Holzrahmen eingefäßt sowie mit einer Binsen- oder Sorghum-Matte

bedeckt sind. Er wird von unten her beheizt. Das Kang-Zimmer, der traditionelle Aufenthaltsraum war/ist zusätzlich beherrscht von "raumfressenden" Truhen.

Inzwischen ist die Bauereinrichtung mobiler geworden. Stahlrohrbetten verdrängen den Kang, Schränke die Truhen, Klappstühle die früheren "Holzmonster" und elektrisches Haushaltsgerät die alten Bottiche und Tiegel.

Die Chinesen sind das einzige ostasiatische Volk, das schon sehr früh darauf verzichtet hat, auf dem Boden zu leben. Ganz im Gegensatz zu Japan und Korea gehören Tische und Stühle daher seit alters her zur Standardeinrichtung.

Besonders ins Auge fällt, viertens, der sich anbahnende Hygienekult. Im nördlichen China wandert der (zunehmend begrünte) tagsüber gern als Lebensraum verwendete Hofteil nach vorne, d.h. in aller Regel nach Süden, während der Hinterhof eine neue Zweckbestimmung erhält, nämlich als Waschanlage und als Hühnerstall. Auf dem windgeschützten Südhof befindet sich außerdem in der Südwestecke zumeist die Toilette, die Biogasanlage und vielleicht auch noch ein Schweinestall, wobei jeder Funktionsbereich durch kleine Mauern oder Wege voneinander getrennt ist. (In Südchina verhält es sich gerade umgekehrt: Als Lebensraum dient dort der schatten spendende Nordhof.)

Geheizt wird immer noch größtenteils mit Kohle - in den Städten allerdings mehr als auf dem Land, was zu schweren Umweltverschmutzungen führt. Typisch die kreisrunden Briketts, die der Länge nach von bleistiftdünnen Rauchabzugskanälen perforiert sind und exakt in das Schamottrohr des Kanonenöfchens passen. Von der Heizstelle ziehen sich Kaminrohre schlangenartig durch den Raum, die Rauch erst dann durch die Oberlichte des Fensters entlassen, wenn er schon fast abgekühlt ist. Aus der Heizstelle dringen Kohlendioxid - manchmal giftige Schwaden -, vor allem dann, wenn der Teekessel direkt über den rotglühenden Briketts aufgestellt wird. Brennmaterial wird, zusammen mit den Kohlköpfen für den Wintervorrat, zumeist auf den Fluren gestapelt. Alles ist zweckmäßig und nüchtern - selten eine Spur von Wohngemütlichkeit.

Inzwischen wird zunehmend mit Biogas gekocht. Aus diesem Grund sind auf den Dörfern immer häufiger Betonplattenabdeckungen rings um die Häuser zu sehen, unter denen sich die Biogasklärgrube hinzieht. Küchenabfälle, Strohhalme und tierische Abfallprodukte werden hier hineingeworfen und durch Gärung in Biogas sowie in organischen Dünger umgewandelt. 1990 verfügten in China rd. 9 Millionen Bauernhaushalte über eigene Biogasgruben, die jährlich eine Energiemenge von umgerechnet 1,5 Mio.t Steinkohleeinheiten produzierten.

Neu bei den sanitären Einrichtungen ist vor allem die Trennung von Stallungen und Toiletten, von Schmutzwasser und Trinkwasser.

Nach den Jahren des willkürlichen Bauens gibt es seit 1990 strengere Planungsregeln und ein "Bodenverwaltungs-gesetz", das der wilden Bodenverschwendung Einhalt gebieten soll. (Näheres dazu Teil 1.1.2.4 dieser Serie, C.a., Oktober 1993, S.1021)

Die Häuser auf dem Land gehören in aller Regel den Bauern selbst, obwohl der einzelne nicht Bodeneigentümer sein darf; doch werden seit alters her "Bodenhaut" (tianpi) (Oberfläche) und "Bodenknochen" (tiangu) (darunterliegendes Erdreich) [79] juristisch voneinander getrennt - ganz im Gegensatz etwa zum deutschen Recht!

Auch werden die meisten Häuser in Eigenregie - und in gegenseitiger Nachbarschaftshilfe - errichtet.

Im traditionellen China wurden die Häuser nach dem "Fengshui", d.h. nach geomantischen Kriterien ausgerichtet. Ganz verschwunden ist dieser "Aberglaube" bis heute nicht. Auch in den 90er Jahren gilt es unter Bauern noch als ausgemacht, daß Häuser, die auf zugeschütteten Teichen gebaut sind, Unheil bringen, da sie über dem Einzugsgebiet des Neunköpfigen Drachen liegen. Nicht selten gibt es Sekretäre oder Mitglieder der Parteizelle, die in solche Häuser einziehen, um Befürchtungen dieser Art zu dekurvieren und höchstpersönlich ein Vorbild im Kampf gegen den "feudalistischen Aberglauben" zu liefern. Ganz wohl dürfte dabei freilich auch ihnen nicht sein!

2.2.3.2

Die Wohnsituation in den Städten

2.2.3.2.1

Das Ambiente: hutong und longtang

Ganz anders als auf den Dörfern - und vor allem unheimlich beengter - ist die Wohnsituation in den Städten, vor allem den Metropolen.

Was hier zunächst die Wohnumgebung anbelangt, so besteht sie entweder aus gesichtslosen Wohnblockreihungen "realsozialistischer" Machart oder aber aus historischen Kernen und dem sie umschlingenden Geäder von Gassen, die, wie die Beijinger "hutong" [80], meist im Schachbrettmuster angelegt sind oder aber, wie Shanghai "longtang" [81], dem "freien Spiel der Kräfte" folgen.

Die Terminologie für diese beiden Spielarten der "Gasse" spricht eine bezeichnende Sprache: Das Wort "hu" im Begriff hutong heißt so viel wie planlos, durcheinander und nebenbei auch "tartarisch", deutet also an, daß diese Gassen der "Nördlichen Hauptstadt" häufig von Leuten/Eroberern aus den Steppen bewohnt waren. "Huhua" heißt Unsinn, Kauderwelsch, "huluan" so viel wie durcheinander, planlos, unordentlich, wirr, "hushuo" so viel wie unsinniges Gerede, Gefasel, Geschwätz [82]. Der "hutong"-Begriff assoziiert also wilddurcheinandergehende Lebenstatbestände - offensichtlich eine bürokratische Perspektive, mit der sich stets eine Prise Unbehagen verband.

"Longtang" andererseits setzt sich aus den beiden Begriffen "long" (Musikinstrument sowie eine bestimmte Art, chinesische Musik zu spielen) und "tang" (wörtl.: "Halle") zusammen und läßt an musikdurchströmte Lebensräume denken, die voneinander durch Zugangstore abgetrennt sind.

Nomen est omen: Auch heute noch ist der Lebensrhythmus der hutong und longtang tatsächlich von jener Beschaffenheit, wie sie in den Begriffen assoziiert werden:

- *Die Beijinger hutong*: Bei Spaziergängen durch die Innenstadt Beijings gelangt der "Flaneur", hat er einmal die Hauptstraßen verlassen, schnell hinein ins Gewirr engmaschiger Wohnquartiere, die alle ausnahmslos von Mauern eingesäumt sind - und bisweilen so eng aneinander heranrücken, daß die dazwischenliegende Gasse kaum noch Platz für zwei sich begegnende Fahrradfahrenden oder radgezogene "Verkaufsstände" lassen. Die Gehöftmauern sind immer hoch genug, daß man nicht über sie hinwegsehen kann, und zeigen einen Außenputz, der vor allem von Grautönen beherrscht wird und von zumeist blätternder und melancholisch stimmender Beschaffenheit ist.

Immerhin sind die Hutong heutzutage asphaltiert, während der Besucher dort früher entweder durch sommerlichen Staub oder durch winterlichen Morast waten mußte.

Seit dem Beginn des Reformzeitalters hat sich in den Gassen auch wieder das alte vorrevolutionäre Getümmel eingestellt: Wandernde Straßenhändler bieten dort von ihren Karren und Rädern aus wieder Waren und Dienstleistungen an, seien es nun Melonen, Haushaltsgeräte oder aber Reparaturdienste, wobei jedes Gewerbe seinen eigenen charakteristischen Ausruf hat.

Typisch für ein traditionelles Wohnhausviertel ist die Jiudaowan (wörtl.: "Neun Biegungen")-Gasse in Beijing, die aus 123 Wohnhöfen besteht, in denen rd. 700 Familien - alles in allem also etwa 2.200 Personen - leben. Die Hofhäuser sind durch 15 kleinere Gassen untereinander verbunden, die alle ihren eigenen Namen führen, und in deren gemeinsamem Zentrum eine Grünanlage mit künstlichem "Gebirge", mehrere Blumenbeete und zwei Mandschukranich-Plastiken zu finden sind, die als Symbole für langes Leben und eheliche Treue gelten.

Dieser kleine Mittelpunkt, der irgendwo auf einem Dorf, keineswegs jedoch inmitten einer Großstadt zu liegen scheint, ist das Kommunikationszentrum der ganzen Nachbarschaft: hier werden Nachrichten ausgetauscht, finden manchmal Versammlungen statt und hier auch üben vor allem ältere Leute gruppenweise ihr "Schattenboxen". Gegenseitige Hilfe gilt in dieser Nachbarschaft als so selbstverständlich, daß es niemandem einfiel, dies für etwas Besonderes zu halten.

- Auch die *Shanghai longtang* zeigen Leben aus dem Spundloch. Sie winden sich überall dort durch die städtische Landschaft, wo Hochhäuser, Hauptstraßen oder Kaianlagen noch Platz für Wohnungen, für ein wenig Nachbarschaft und für die kleine Welt des Alltags gelassen haben. Die alten Tore, durch die eine "Musikhallen"-Gasse früher betreten wurde, sind zwar längst verschwunden, doch wird der Passant das Gefühl nicht los, daß irgendwo in der Mitte oder am Ende eines beliebigen longtang sich das "Tor" zu einem weiteren Gäßchen öffnet, das seinerseits wieder Auslässe und Durchlässe bietet.

Nachbarschaft ist in diesem Paradies der kleinen Leute großgeschrieben: die "Gassenfamilie" hilft sich gegenseitig, ob nun bei der Kinderaufsicht, beim Kochen oder bei der Hausarbeit. Schwierig wird es freilich dort, wo Konflikte aufkommen: auch hier schalten sich deshalb die Nachbarn schon beim ersten Funkenflug ein und löschen

eifrig mit. "Danwei"-Strukturen waren in den longtang bereits in vorkommunistischer Zeit längst vorhanden - und es gibt sie wohl auch dann noch, wenn das Wort "Sozialismus" eines Tages ganz aus dem Wortschatz verschwunden sein sollte.

Das Leben in den longtang beginnt bereits mit dem Früheinkauf im Morgengrauen: Die ersten Kunden begeben sich zum nahegelegenen Markt und machen sich gleich nach der Rückkehr an die Zubereitung von "süßer Sojabohnenmilch" und von "Ölstrangen", die gemeinsam mit der Familie - und vielleicht auch mit den Nachbarn - verzehrt werden.

Tagsüber gehören die longtang vor allem den Kindern und Senioren, die hier - im Freien - Vorbereitungen für das Abendessen treffen, Gemüse kleinhacken, Teller waschen oder Reparaturen vornehmen. Ein echter longtang-Bewohner ist nie allein und kann sich Vereinsamung und Abschirmung in einem Hochhaus kaum vorstellen. Hier steht man mit anderen jederzeit in Kontakt, kennt alle "lokalen Informationen", ist voneinander abhängig, wetteifert miteinander. In den warmen Jahreszeiten sind die Leute leger angezogen, tragen eine nachlässig geschneiderte Hose, Hosenträger, eine Schürze und ein - bisweilen löchriges - Unterhemd, die Frauen hängen die Wäsche an den zweieinhalb Meter über dem Gassenniveau ausgefahrenen Wäschestangen auf und andere bedienen die trichterförmigen Besen, die meist "vergessen" neben den Hauseingängen oder an der Mauer stehen.

Am Abend geht die Gassenfamilie spät zur Ruhe. Lässig sitzen die Nachbarn auf ihren ins Freie gerückten Lehnstühlen, gähnen, unterhalten sich und trinken ihren Dämmertee. Die longtang scheinen sich jetzt in ein verwinkeltes Teehaus unter freiem Himmel zu verwandeln. Nur die Liebespaare, die sich ausgerechnet jetzt nicht gerne der Kontrolle ihrer Nachbarn stellen wollen, wandern etwas ziellos von einer "Durchgangshalle" zur nächsten und manchmal auch hinaus auf die "malu" [83], d.h. die Hauptstraßen (wörtl.: "Pferdebahnen"), die allerdings, anders als ihre Bezeichnung dies nahelegt, nicht mehr von Pferdeäpfelgeruch, sondern von Benzinwolken durchzogen und vom Geklingel unzähliger Fahrradglocken "beschallt" sind.

Trotz ihrer physischen und metaphorischen "Abgeschlossenheit" haben die verschlungenen longtang auch Schauplätze für die Geschichte offengehalten. So entstand hier in Shanghai, am Rande einer der vielen longtang, i.J. 1919 die Kommunistische Partei Chinas.

In aller Regel aber sind die "Musikhallen" feste Burgen gegen Außeneinflüsse und vor allem gegen Urbanisierungskrankheiten wie Anonymität - und Kriminalität! - geblieben. Die Gassenbewohner sorgen lieber für ihre eigene Sicherheit und Ordnung und lassen sich nicht gerne von außen her kontrollieren. Wer möchte beispielsweise schon mit der "anonymen" staatlichen Polizei zusammenarbeiten!? So gesehen sind longtang auch ein Nährboden für Subkulturen und Geheimorganisationen. Kein Wunder, daß es der KPCh, die ja selbst im longtang-Milieu entstanden ist, am liebsten wäre, wenn die Gassenbewohner in - wie es gerne heißt - "hygienischen und gesunden" Hochhäusern untergebracht und damit gleichzeitig "durchsichtiger und kontrollierbarer" würden.

Über fast allen Wohnbereichen, ob nun in Beijing, Shanghai oder einer x-beliebigen anderen Stadt, pflegt ein hochpegeliger Lärmschleier zu liegen, der sich aus Fahrradgeklingel, Opern- und Schlagermusik, Fernsehkommentartönen und fröhlichen - bisweilen auch zornigen - Unterhaltungen zusammenmischt.

Früher kam auch noch ständiges Autogehupe hinzu, das den Eindruck vermittelte, die Fahrer betätigten mehr die Hupe als das Gas- oder Bremspedal; in den 80er Jahren haben viele Stadtregierungen dieser akustischen "Umweltverschmutzung" ein Ende gesetzt, indem sie "unnötigen" Gebrauch der Hupe unter Strafe stellten. In den großen Städten, vor allem in Shanghai und Beijing, hat dieses Verbot mäßigen Erfolg gehabt - weniger schon in südchinesischen Städten wie Guangzhou oder Fuzhou.

Auch die Geruchskala ist weitgefächert - im tropischen Süden allerdings weitaus vielschichtiger als im Norden; im Süden sind es vor allem Gewürze, Spuren von Ölfetten, Essig und getrocknetem Fisch, im herbstlichen Norden Düfte von Baicai, d.h. also von Kohl, der im Spätherbst die Straßen, Treppen und Flure förmlich zuzudecken scheint.

Anders als in Europa, wo seit dem ausgehenden Mittelalter der Geruchssinn einer Art Tabu unterworfen zu sein scheint, gilt es in China keineswegs als unfein, Waren, die auf dem Markt angeboten werden, mit Kennermiene zu beschnuppern. Auch in buddhistischen Tempeln herrscht ein üppiger Umgang mit Weihrauch. Wer in die Nähe eines Tempels kommt, pflegt dies im allgemeinen schon von weitem durch die Nase wahrzunehmen!

2.2.3.2.2

Häuser und Wohnungen

Vor allem in der alten und neuen Hauptstadt Beijing waren sog. "Hofhäuser" (siheyuan) [84] Lebensmittelpunkt nahezu sämtlicher Familien, da man es liebte, im Schutze von Mauern und in der Ruhe abgeschlossener Höfe zu wohnen. Typisch für die "Höfe der vierfachen Eintracht", wie die Übersetzung des Begriffs wörtlich lautet, waren ebenerdige Bauten um einen viereckigen Hof, graue Mauer- und rote Dachziegel, geschwungene Traufen, rotgestrichene Türen und überdachte, den Innenhöfen vorgelagerte Korridore. Die Hofhäuser glichen kleinen Festungen, insofern sich sämtliche Fenster nur zum Innenhof hin, nicht jedoch nach außen zur Hutong-Gasse öffneten. Dort zeigten sie sich sogar höchst abweisend!

Was die Himmelsrichtung anbelangt, so öffnete sich das Hauptzimmer mit seinen Fenstern und Türen in aller Regel nach Süden, also zur "Yang"-Seite hin und war seitlich, also ost- und westwärts, von Flügelzimmern flankiert. Der Hof selbst glich bisweilen einem Blumen- oder Topfblumenbeet und war da und dort auch von einem schattenspendenden Baum überragt.

Der Flachbaustil der Hofhäuser folgte nicht nur den Möglichkeiten der damaligen Bauindustrie, sondern auch den geheiligten Vorschriften der hierarchischen Tradition, die nicht duldeten, daß ein Privathaus dem Amtsgebäude (yamen) [85] oder gar dem Palast architektonisch "die Stirn bot". Anders als in europäischen Bürgerstädten mit ihren "selbstbewußten" Patrizierhäusern, Hallenkir-

chen und Rathäusern hat es in China ja nie einen "Stand" gegeben, der es hätte wagen können, sich mit der Bürokratie oder dem Hof zu messen.

Trotz der flachen Bauweise boten die "Hofhäuser" den erwünschten Schutz - und zwar sowohl gegen säkulare Gefahren als auch gegen Übergriffe aus dem "Jenseits": befand sich doch hinter der Eingangspforte, die sich als einziger Zugang zur Hutong öffnete, in aller Regel noch eine Geistermauer, die den Dämonen das Einschleichen verwehren sollte.

Für das Stadtbild des alten Beijing waren diese Hofhäuser, die noch 1949 etwa 17 qkm der Stadtfläche bedeckten, neben den kaiserlichen Repräsentations- und Zeremonialbauten das bestimmende städtebauliche Element.

Seit damals hat sich das Bild jedoch von Grund auf gewandelt: Aus der 1,7-Millionen-Stadt ist inzwischen eine 10-Millionen-Ansiedlung geworden und die Hofhäuser sind seit Jahrzehnten hoffnungslos überbelegt - und entsprechend "heruntergewohnt", zumal ja die spottbilligen Mieten keine der anfallenden Reparaturkosten auch nur ansatzweise deckten. Nach dem Stand von 1991 konnte deshalb nur noch etwa jedes achte Haus als erhaltenswert gelten.

Beim Vergleich mit den zwischenzeitlich neuentstandenen Wohnbauten entdeckten die Hofhausbewohner nun auch plötzlich die Nachteile der traditionellen Lebensweise; gab es doch in den alten Hofhäusern weder Leitungswasser noch Gaszuleitungen, Zentralheizungen oder gar eigene Toiletten. Im Sommer war es heiß, im Winter kalt und es fehlte vor allem an einer Kanalisation, so daß die Bewohner gezwungen sind, sich ein paar Häuser weiter zu den öffentlichen Toiletten, zur Unratbeseitigungsstelle und auch zum öffentlichen Wasserhahn zu begeben.

Da die durchschnittliche Wohnfläche pro Person in den Hofhäusern Anfang der 90er Jahre lediglich 5,3 qm betrug - also unter dem für Beijing errechneten Durchschnitt von 8,4 qm - lag, hausten die meisten Bewohner hier auch unter unwürdigen Bedingungen: ohne Chancen auf Intimsphäre und Freiräume - von den erwähnten hygienischen Mißständen ganz zu schweigen.

Auch die Innenhöfe hatten inzwischen ihre alte Gemütlichkeit verloren. Zwar gibt es dort noch die alten Bäume, die allerdings manchmal bereits alle Proportionen sprengen, und auch noch zahlreiche liebevoll aufgestellte Blumentöpfe; im übrigen aber haben sich diese Höfe im Laufe der Zeit in Abstellplätze verwandelt, wo all jene Utensilien abgelagert werden, die im Inneren der Wohnräume keinen Platz mehr finden, seien es nun Töpfe, wellblechüberdachte Truhen oder Fahrräder.

Lediglich die Häuser der hohen Kader bieten noch Annehmlichkeiten und sind Oasen der Ruhe geblieben, da sie mit staatlichen Subventionen laufend restauriert werden und überdies abseits vom Gedrängel der "Massen" liegen.

Angesichts des historischen Stellenwerts der Hutong und der Hofhäuser lagen Kontroversen zwischen Stadtplanern und Denkmalschützern geradezu in der Luft. Kaum

ein Planer, der die von ihm als "Slumgebiete" degoutierten Hutong-Regionen nicht am liebsten wegsaniert hätte, andererseits aber auch kaum ein Denkmalschützer, der eine altehrwürdige Stadt wie Beijing nicht davor hätte bewahren wollen, ähnlich zu werden wie Hongkong oder Tokyo. (Übrigens hat sich bei diesem Streit auch die deutsche GTZ eingeschaltet und für die Denkmalschutzoption plädiert.)

Die Stadt Beijing hat sich in der Zwischenzeit zu einer Kompromißlösung durchgerungen und will einen Teil der noch rettbaren Hofhäuser sanieren sowie einige Hofhausareale neu erstellen, allerdings in einem modernen Anforderungen entsprechenden Stil. Modellhaft wurde dieses Anliegen in der Ju'er-Gasse verwirklicht, wo 1991 unter der Leitung mehrerer Architekten der Beijinger Qinghua-Universität zwei Gebäudekomplexe hochgezogen wurden, die dem Hochhausstil nachempfunden, allerdings zweistöckig angelegt und bis auf eine Höhe von 9 m hochgezogen sind. Die Grundeigenschaften der alten Wohnhäuser, nämlich graue Ziegelwände, rotes Ziegeldach, geschwungene Traufen, rote Türen, Innenhöfe und überdachte Korridore wurden hier beibehalten, nicht jedoch die Flachbauweise. Zudem erhielten die neuen "Hofhäuser" moderne hygienische Einrichtungen.

Daß übrigens auch gepflegte Hofhäuser alten Stils modernen Anforderungen genügen können, beweist allein schon die Tatsache, daß Touristen, die in traditionellen Hofhaushotels untergebracht werden, fast ausnahmslos begeistert sind und diese Wohnweise jedem modernen Hotel vorziehen.

Da in Beijing nur insgesamt drei Gebiete als Denkmalschutzareale ausgewiesen sind, dürften Hofhäuser, ob nun alten oder neuen Zuschnitts, bald nur noch Museumsstücke sein. Der Löwenanteil der Bevölkerung wird künftig also in Hochhäuser umziehen müssen. Allerdings erwiesen sich die vom Staat erbrachten Bauleistungen als auch nicht annähernd ausreichend, um der wachsenden Wohnungsnot zu begegnen: Waren in den 50er Jahren wenigstens noch 9,1% der Investbausumme für die Erstellung von Hochhäusern aufgewendet worden, so sank dieser Anteil in den 60er und 70er Jahren auf etwa 5% - eine schwere Unterlassungssünde, die der reformerischen Politik Kopfzerbrechen bereitet und sie dazu zwingt, über neue Lösungen nachzudenken.

Im übrigen ist auch die Welt der Hochhausarchitektur alles andere als heil. Drei Probleme gilt es hier vor allem zu bewältigen, nämlich Stromengpässe, Erdbebenängste und den drohenden Hochhauskoller.

- Stromengpässe: Wer hoch baut, braucht Aufzüge und benötigt dafür Strom, und Strom ist knapp. Nicht zuletzt aus diesem "höchst banalen" Grund wurde die Diskussion, ob Flach-, Mittel- oder Hochbauten vorzuziehen seien, auch in reformerischer Zeit noch jahrelang weitergeführt. Noch in den 80er Jahren galten 5-6stöckige Wohnhäuser mit Wohnungen von 45-50 qm und zwei Zimmern als Standardmodell. Erst in den 90er Jahren begannen die Häuser kühner in die Höhe zu steigen, da sich inzwischen die Energiesituation verbessert hatte, da überdies der "Bodenverschwendung" Einhalt geboten werden mußte, da ferner z.T. auch die Kanalisation modernisiert worden war und da nicht zuletzt die Bevölke-

runngsexplosion und die Zuwanderung in die Städte weiterging. Flach- und Mittelbauten konnten jetzt keine Alternative mehr sein.

- Erdbebenschutz: Spätestens seit dem Erdbeben vom 28. Juli 1976 in der nur 150 km westlich von Beijing gelegenen Industriestadt Tangshan, das mit einer Stärke von 8 auf der nach oben hin offenen Richter-Skala zur zweit-schwersten Bebenkatastrophe in der Geschichte der Menschheit überhaupt geführt hatte und dem rd. 650.000 Menschen zum Opfer gefallen waren, konnte es sich auch in Beijing, das damals erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden war, kein Architekt mehr leisten, beim Bau von Hochhäusern Erdbebengesichtspunkte außer acht zu lassen.¹⁹

Das Ausmaß der damaligen Katastrophe, das auch die maoistische Spätphase überschattete, läßt sich nur noch menschengeschichtlich adäquat einordnen: Die größte bekannte Erdbebenkatastrophe in der Geschichte ereignete sich 1556 ebenfalls in China, nämlich in der Provinz Shaanxi, und forderte 830.000 Menschenleben. An zweiter Stelle folgte dann bereits Tangshan (1976) und an dritter Stelle das Beben von Kalkutta von 1737 (300.000 Tote). 1920 kamen bei einem Erdbeben in der chinesischen Provinz Gansu 200.000 Menschen ums Leben und 1923 in Tokyo 157.000. Die größten Katastrophen der neueren Zeit in Europa verursachten demgegenüber "nur" 1.173 Tote (1963) bei einer Flutwelle in Skopje/Jugoslawien sowie 978 Menschenleben i.J. 1976 bei Erdstößen im oberitalienischen Friaul.

Im Gefolge des Erdbebens von Tangshan waren auch in Beijing die Hochhausbewohner aus den Einsturzbereichen weggezogen und hatten wochenlang in Bunkern oder in Zelten kampieren müssen. Bei leichten Nachbeben im November 1976 mußten zahlreiche Beijinger bei bitterer Kälte erneut in jene "Notunterkünfte" umziehen, die bereits im Sommer neben den Bürgersteigen ausgehoben worden waren. Gleichzeitig wurde den Bewohnern der Hauptstadt empfohlen, sich nach Möglichkeit nur voll angezogen ins Bett zu legen und das Fluchtgepäck griffbereit in Türnähe aufzustellen.

Sicherheitshalber schoben die Behörden die Hauptschuld für die katastrophalen Erdbebenfolgen auch gleich der damals im Zentrum der Kritik stehenden "Viererbande" in die Schuhe.

Mit Erdbeben kann man in China vor allem deshalb nicht spaßen, weil es hier eine alte Schuldzuweisungstradition und den jedermann geläufigen Begriff "beng" [86] gibt, der eine Doppelbedeutung hat, nämlich "der Kaiser stirbt" und "die Erde bebt". In der Tat starb der "Kaiser" - Mao Zedong - bereits drei Monate später. Vorausgegangen waren ihm kurz vorher zwei andere "kaiserliche" Großfürsten, nämlich Zhou Enlai sowie Zhu De, der Begründer der "Volksbefreiungsarmee".

Angesichts dieser in der chinesischen Tradition so stark ausgeprägten Sensibilität kommt sowohl der Erdbebenvorhersage als auch den Architekten von Hochbauten eine ganz besondere Verantwortung zu. Die chinesischen "Auguren" haben in der Tat zahlreiche Methoden entwickelt, die nicht nur mit technischen Seismographen, sondern auch mit der Beobachtung von Tierverhalten labo-

rieren. Vor allem Schlangen sollen mit einem besonderen Ahnungsinstinkt ausgestattet sein - und werden deshalb von jeder besseren seismographischen Anstalt gehalten und ständig beobachtet.

Daneben sind Ingenieure und Architekten dafür verantwortlich, daß bei den großen Stauseen, Hauptbahnlinien, Stromerzeugungszentren und nicht zuletzt auch bei den Hochhäusern ausreichende prophylaktische Elemente eingebaut werden. Armierungen verschlingen allerdings beträchtliche Summen, so daß beim Hochhausbau immer wieder Konflikte zwischen Quantität und Qualität aufkommen.

Nicht zuletzt aber fühlen sich viele Hochhausbewohner wie "Vögel in Käfigen" eingesperrt. Eine Umfrage unter 800 Beijingern i.J. 1989 brachte zutage, daß nur 28% der Bevölkerung Hochhauswohnungen wegen ihrer Sauberkeit, Helligkeit - und wohl auch Kontrollfreiheit - zu schätzen wissen, während der große "Rest" die einstigen nachbarlichen Kontakte, die in den Hofhäusern noch so selbstverständlich gewesen waren, schmerzlich vermißte.²⁰

All diesen Vorbehalten zum Trotz hat der einzelne allerdings nur selten eine Wahlfreiheit - und zwar weder in Beijing noch in anderen chinesischen Städten. Seufzend fügt man sich den Gegebenheiten, sei es nun dem schmalen Angebot oder aber der Qualität des Verfügbaren: Noch 1990 besaßen beispielsweise 13,5% aller städtischen Haushalte in der VRCh keine eigene Küche, 17,9% kein eigenes fließendes Wasser, 93% kein eigenes Bad und 53,1% keine eigene Toilette - mit der Folge, daß sich etwa 10% dieses Personenkreises den Abtritt mit mehreren Familien teilen und die anderen 43% sogar auf öffentliche Kloaken ausweichen mußten. Nur jede vierte Familie besaß eine komplette Wohnung mit Schlaf- und Wohnzimmer, Küche und Toilette.²¹

Bis 1979 hatten 40% der städtischen Familien jeweils in einem einzigen Raum leben müssen, 1985 waren es immer noch 26,5%.

Auch i.J. 2000 dürften die Engpässe noch lange nicht beseitigt sein, da bis dahin allenfalls 8 qm Wohnung pro Städter angepeilt sind.²²

2.2.3.2.3

Das Wohnungsinterieur

Der durchschnittliche chinesische Stadtbewohner lebt, wenn man europäische Maßstäbe anlegt, auch zu Beginn der 90er Jahre noch in einer Sardinenbüchse, d.h. auf einer Wohnraumfläche von 6-7 qm. Dies ist aber nur ein Durchschnittswert, der beispielsweise von vielen unverheirateten Personen und frischverheirateten Ehepaaren noch einmal unterschritten wird, da diese Personen entweder, wie Unverheiratete, von vornherein keine Chance auf eine eigene Wohnung haben oder aber noch Monate, ja vielleicht Jahre auf eine Zuteilung warten - und in dieser Zeitspanne bei den Eltern logieren müssen. Meist leben jungverheiratete Ehepaare in der elterlichen Wohnung des Mannes - nachts von den Eltern nur durch einen Vorhang getrennt.

Da in den Miniwohnungen schon für die Menschen kaum Platz ist, sind die Bewohner gezwungen, ihren Hausrat und ihren für die Wintermonate gekauften Weißkohlvor-

rat auf Balkonen, in den Fluren oder in den Treppenhäusern zu verstauen.

Wohneleganz dürfte noch auf Jahre hinaus als Luxus gelten, den "man" sich einfach nicht leisten kann. Dabei hat China, wie der Kunstwissenschaftler Gustav Ecke in dem Standardwerk *Chinese Domestic Furniture* (1944) zeigte, Möbel von zeitloser Eleganz hervorgebracht, die während des 17. und 18.Jh. auch auf die Möbelkunst Europas abgefärbt hat - man denke etwa an die geschwungenen Möbelbeine, die nichts anderes sind als Variationen eines weitverbreiteten mingzeitlichen Weihrauchtischs.²³

Im Gegensatz zur Großen Tradition ist das heutzutage gebräuchliche Mobiliar von bescheidenster materieller und künstlerischer Beschaffenheit. Standard ist die "36füßige" Möbelausstattung mit Stühlen für vier bis fünf Personen, einem Lehnstuhl, einem Schrank und vielleicht auch noch einer Glasvitrine, in der die "Schaustücke" des Familienhaushalts untergebracht sind und auf dessen Oberseite vergilbte - und manchmal abgegriffene - Fotokonterfeis der lebenden und verstorbenen Familienmitglieder den Besucher anlächeln. Als zweckmäßig für die "Puppenzimmer" haben sich zusammenklappbare Möbelstücke erwiesen.

Polstermöbel sind häufig mit Stoffen bezogen, auf denen sich Drachen, Phönixe und Mandarinenenten tummeln, und die ihrerseits von Häkeldeckchen "geschont" werden - einem Stück neuchinesischen Biedermeiers.

Besonders lieblos sind die Beleuchtungskörper ausgestattet: Wenn die (meist viel zu schwache) Glühbirne oder Neonleuchte nicht gerade "nackt" von der Decke hängt, wird sie von bonbonfarbenen Plastik- und Glasblenden oder von einem Leuchtschirm umgeben, auf dem die Figuren von "Genien" (xian) eine von der künstlichen Hitze ermöglichte Flugbewegung vollziehen.

Zum "Hauptbequemlichkeitsutensil" ist in der städtischen Wohnung längst das Fernsehgerät geworden, das aus eben diesem Grunde in aller Regel auch den Ehrenplatz bezieht.

Langlebigkeit spielt bei der Anschaffung von Inventar eine große Rolle, da die Chinesen nicht nur auf dem Land, sondern auch in den Städten ein seßhaftes Volk sind: Wer einmal eine Wohnung erhalten hat, gibt sie nach Möglichkeit nie wieder ab.

Kaum ein anderer Faktor hat stärker zur Verkleinerung der Familie und zum Aufbau von Spannungen zwischen den Generationen, aber auch zu den Nachbarn beigetragen als dieses Leben in "Wohnwaben", das auch Engelsgeduld überstrapaziert.

2.2.3.3

Reformüberlegungen und -maßnahmen

Über drei Jahrzehnte lang war die städtische Wohnungsbaupolitik durch vier Merkmale gekennzeichnet: Häuser und Wohnungen wurden (1) als Staatseigentum behandelt und (2) nicht kostenbezogen, sondern zu subventionierten Preisen vermietet. Noch 1982 entsprach die Miete für 1 qm Beijinger Wohnraum daher dem Preis von nur 6 Streichholzschachteln! Wohnhäuser waren ferner

(3) häufig nur einstöckig angelegt und wurden überdies (4) von Wohnungsämtern oder aber einzelnen Danweis (d.h. also von Betrieben oder Regierungsinstitutionen) hoheitlich zugeteilt.

Ursprünglich hatten all diese Maßstäbe noch einen guten Sinn: Die Übernahme in *Staatseigentum* hatte beispielsweise unmittelbar nach der "Befreiung" dazu geführt, daß der Wohnraum gleichmäßiger - und damit gerechter - aufgeteilt werden konnte; ferner war der Mietzins zu Beginn der 50er Jahre noch durchaus *kostenorientiert* und - mit damals 0,30 Yuan/qm - so berechnet, daß die Instandhaltung damit finanziert werden konnte. 1955 war dann freilich vom Staatsrat eine Mietkostenermäßigung erlassen worden, die den Mietbetrag von 0,30 Yuan auf 0,11 Yuan je qm reduzierte. Spätere Vorschläge, den Mietzins wieder so weit zu erhöhen, daß er wenigstens die Kosten für Abwertung, Reparatur und Verwaltung abdecke, seien aufgrund "linker" Einflüsse verhindert worden, obwohl auch bei sachgemäßer Erhöhung die Mieten kaum 6-10% des Durchschnittseinkommens überstiegen hätten! Was die Einstöckigkeit anbelangt, so war sie in den meisten chinesischen Städten 1949 noch normal und mußte damit für den Moment schlicht akzeptiert werden. Die hoheitliche Zuteilung schließlich erwies sich im Zeichen des damaligen sozialen Umbruchs als offensichtlich unausweichlich.

Spätestens mit dem Beginn der Reformen drohte die Wohnungsfrage zum politischen Zündstoff zu werden, nachdem der Wohnungsbau (als "konsumtive Investition") in den vorangegangenen Jahrzehnten zugunsten der Schwerindustrie ("produktive Investition!") systematisch vernachlässigt worden war. Klar auch, daß die bisherige Politik angesichts der inzwischen schreienden Wohnungsnot nicht mehr haltbar war: Das strikte Festhalten am Staatseigentum (1) verhinderte jede Privatinitiative, die Mietensubventionis führte (2) die Staatskasse an den Rand ihrer Möglichkeiten und verhinderte obendrein noch private Eigentumsinitiativen, da es sich angesichts der "billigen" Mieten ja nicht lohnte, selbst Wohnungseigentum zu erwerben; die Einstöckigkeit führte (3) zu enormer Bodenverschwendung und die hoheitliche Verteilung (4) zu Schiebereien bei der Bürokratie und zur Verbitterung bei den Zukurzgekommenen.

Vor allem die Mietzinspolitik bedurfte einer grundlegenden Remedur; lag doch der Quadratmeter-Mietpreis zu Beginn der Reformen, nämlich 1979, bei monatlich 0,10 Yuan, wohingegen Währungsinflation, Reparatur und Verwaltung monatlich 0,38 Yuan verschlangen. Der Saldo von 0,28 Yuan war also entweder vom Staat oder von den Danweis aufzubringen.

Die Reformpolitik, die - nach mehreren Versuchen in ausgewählten Städten - Mitte der 80er Jahre anlief, suchte denn auch mit den bisherigen Mißständen aufzuräumen: Zwar mußten nach wie vor öffentliche Mittel für den "sozialen Wohnungsbau" eingesetzt werden. Außerdem sollte der städtische Grund und Boden weiterhin Staatseigentum bleiben, nicht jedoch unbedingt die einzelne Wohnung, die auch in Privateigentum übergehen durfte. Zweitens galt es, anstelle der bisherigen Nominal- eine wirkliche Kostenmiete zu erheben; drittens sollten in Zukunft nur noch mehrstöckige Häuser errichtet werden,

um so der Bodenverschwendung Einhalt zu gebieten, und viertens war eine Politik einzuschlagen, die der Parole "Verkauf statt Zuteilung" folgte.²⁴

Belegung des trägen Wohnungsmarkts durch Kommerzialisierung - dies war der Grundgedanke der viergliedrig instrumentierten Wohnungsreform, die auf der politischen Prioritätenskala der 90er Jahre ganz nach oben rückte.

Die *subordinative* Verteilung von Wohnraum, die zu "irrationalen" Ergebnissen²⁵ führte und eine Milchstraße von Korruption nach sich zog, sollte jetzt durch *Koordination*, also durch einen echten Wohnungsmarkt ersetzt werden, der in der Praxis schon bald drei Formen annahm, nämlich Wohnungsverkauf an Privat, Auktionen und Wohnungstausch. (Auf den Dörfern erhielt gleichzeitig die Schattenwirtschaft einen Wink zur Eigeninitiative und zum Hausbau im Wege der Selbsthilfe.)

Was erstens den Verkauf von bisher öffentlichen Wohnungen oder von neuerstem Wohnraum anbelangt, so erfolgte er seit 1992 in der Hauptstadt Beijing nach zwei Preiskategorien: Weitaus am attraktivsten waren die Wohnungen unter "Vorzugspreis", der sich pro qm - je nach Wohnlage - zwischen 260 und 400 Yuan (ungefähr 90-130 DM) bewegte und gerade die Baukosten deckte. Im allgemeinen mußte eine Familie, um zu einer Zwei-Zimmer-Wohnung zu kommen, etwa drei Jahreseinkommen hinblättern.

Die meisten Wohnungen aber wurden zu "Marktpreisen" verkauft, die, je nach Objekt, bis zu siebenmal höher liegen konnten als Wohnungen des "Vorzugspreises". Nur wirklich kaufkräftige Bevölkerungsschichten konnten sich diesen Luxus leisten. Um den Privaterwerb gleichwohl attraktiver zu gestalten, wurden zur selben Zeit auch die Mietpreise für Wohnraum der öffentlichen Hand schrittweise angehoben, so daß sich der Quadratmeterpreis bis 1994 verdreifachte und die Durchschnittsmiete damit bis zu 5% eines monatlichen Angestellten-Einkommens ausmachte. Lediglich die von Sozialhilfe abhängige Stadtbevölkerung wurde von diesen Verschärfungsmaßnahmen ausgenommen. Die durch die Erhöhung erzielten Mehreinnahmen sollen zweckgebunden dem Bau neuer Wohnungen zugeführt werden.

Beruhigend heißt es zwar immer wieder, daß die Kaufpreise für Wohnungen in Zeiträumen zwischen 10 und 15 Jahren abzahlbar sein sollen.²⁶ Da die Wohnbauunternehmen und Liegenschaftsverwaltungen aber kaum Ratenzahlung akzeptieren und auch die Banken nur selten bereit sind, einen Gesamtbetrag vorzuschießen, werden Vertröstungen dieser Art von vielen Wohnungsinteressenten als "billige Masche" verdächtigt. Außerdem werden viele Städter den Eindruck nicht los, daß die angeblich so "sozialistische" Regierung offensichtlich keine Skrupel hat, weitere soziale Gefälle in Kauf zu nehmen.

Zweitens soll auch das private Makler- sowie das schnellwachsende Auktionsgewerbe künftig stärker in die Wohnungsverteilung mit einbezogen werden. Allerdings sind dem Immobilienhandel durch das Eigentumsmonopol der öffentlichen Hand weitaus stärkere Grenzen gezogen als beispielsweise in Taiwan, wo Immobilien seit den 80er Jahren mit zur beliebtesten Privatkapitalanlage geworden sind.

Boden ist für ein traditionelles Bauernvolk wie die Chinesen von überragender Bedeutung, früher als Existenzsicherung, heutzutage als inflationssicherer Besitz, ja als "kthäma eis aei" - als "Besitz für immer"!

Trotz der volksrepublikanischen Eigentumsschranken zeigt der Immobilienmarkt aber drei vielversprechende Merkmale, nämlich (1) einen gewaltigen Investitionssoß (1992: 73 Mrd. Yuan), vor allem in den Provinzen Hainan (+228%) und Guangdong (+211%), (2) eine explosive Zunahme der Immobilienfirmen (Ende 1992: 12.000, darunter 2.000 chinesisch-ausländische Joint Ventures) und (3) schnelle Erschließung von weiteren Immobilienobjekten, vor allem im Zuge des Wohnungsbaus, der allein 1992 190 Mio.qm neue Wohnflächen geschaffen hat.²⁷

Der Shanghaier Wohnungsmarkt erreichte erst 1993 wieder einen neuen Rekord; hatten sich doch bis dahin bereits 1.600 Immobilienfirmen etabliert, die nicht nur Nutzungsrechte an staatlichem Boden erwerben, sondern auf diesen Grundstücken auch Geschäftshäuser und Villen errichten und den Fertigbestand sodann gewinnbringend weiterversteigern durften. Zeitungen und Zeitschriften der Hafenstadt waren von jetzt an täglich voll mit Immobilienanzeigen; bereits 1993 war der bis dahin bestehende Versorgungengpaß mit Luxuswohnhäusern gedeckt - ein höchst gewinnbringender Vorgang. Doch jetzt begann der schwierigere Teil des Unternehmens, nämlich die Versorgung der weniger zahlungskräftigen Klientel mit Wohnraum.

In den sechs Großstädten Beijing, Shanghai, Tianjin, Shenyang, Dalian und Harbin gab es Ende 1992 bereits doppelt so viele Auktionsunternehmen wie noch im vorangegangenen Jahr; das Auktionsvolumen hat sich im gleichen Zeitraum sogar verzweieinhalbfacht und auch der Geschäftsbereich war immer kräftiger ins Kraut geschossen und umfaßte jetzt Immobilien, Kalligraphien und Gemälde, Kunsthandwerk, Marktstandplätze, Handelsnetze, bankrottreife Unternehmen, Telefonnummern, Autokennzeichen, Gewerbelizenzen für Taxen, Plakatierlizenzen, wissenschaftlich-technische Ergebnisse, Goldmedaillen berühmter Sportler (sic!) sowie Nutzungsrechte für staatseigenen Boden und - eben! - Wohnungen.²⁸

Zur Flexibilisierung des Wohnungsmarkts trug, drittens, auch der Wohnungstausch bei, an dem sich die schwerfällige staatliche Liegenschafts-Bürokratie in den vorausgegangenen Jahren immer wieder die Zähne ausgebissen hatte, weil die Nachfragen in den oft "chaotischsten" Varianten auftraten: Manche Familie war beispielsweise zu groß für ihre bisherige Wohnung geworden, eine andere wollte lieber im Erdgeschoß und eine dritte in einem alten Hofhaus wohnen, aus dem wiederum andere Mieter gerne in ein Hochhaus umgezogen wären.

Schon in den 70er Jahren hatten sich in einigen Beijinger Stadtbezirken Wohnungstauschbüros entwickelt, die damals allerdings noch stark bürokratisch durchwachsen und noch bei weitem nicht so flexibel gewesen waren, wie es der Markt eigentlich verlangt hätte. In den 80er Jahren ging das Tauschgeschäft dann immer mehr in private Hände über und vollzog sich nun auf freien Tauschmärkten oder auf eigens veranstalteten Wohnungstauschmessen, wobei es zu bilateralen und manchmal zu ganzen

Ring-Tauschgeschäften kam. Die "Messen" wurden von den Veranstaltern meist auf großformatigen schwarzen Brettern oder aber in Zeitungsrubriken unter dem Stichwort "Biete und suche" vorbereitet.

Da die Modernisierung des Wohnungsbaus Auswirkungen auf das alltägliche Wohl und Wehe von immerhin rd. 200 Millionen Städtern hat, deren Zufriedenheit oder Verweigerung von entscheidender Bedeutung für die Zukunft der KPCh ist, gibt sich die Planung erhebliche Mühe und läßt nichts unversucht, Zuversicht und Optimismus zu verbreiten:

- Sie gibt sich Mühe, indem sie beispielsweise über die oben geschilderten vier Hauptreformen hinaus noch ein ganzes Bündel von Maßnahmen ausgearbeitet und z.T. auch bereits in Praxis umgesetzt hat - in Stichworten: (1) Erhöhung der öffentlichen Zuschüsse, (2) Eindämmung der Landflucht, (3) Versorgung der Ein-Kind-Familien mit mittelgroßen oder kleinen Wohnungen, (4) Bau von Ein-Raum-Wohnungen oder von Appartements für junge Ehepaare, denen es künftig erspart bleiben soll, mit den Eltern im gleichen Raum zu leben; vor allem soll hiermit das brisante "Schwiegermutter/Schwiegertochter-Problem" gelöst werden, (5) Verbesserung des Wohnungsstandards (Küche, Toilette, Abstellraum), (6) "Sanierung und Renovierung vor Neubau", nicht zuletzt aber (7) stärkere Kontrolle des Bevölkerungswachstums.

- Sie versucht darüber hinaus, aller gegenwärtigen Misere zum Trotz, Zuversicht zu verbreiten: Bereits 1981 waren in mehreren Städten Richtlinien erlassen worden, die von der zukunftssträchtigen Formel "1 Einwohner = 50 qm" (Wohnfläche + Fläche für öffentliche Gebäude, Straßen und Grünflächenanteil sowie Sozialeinrichtungen) ausgingen. Der Durchschnittstyp des Neubaus habe ein drei- bis fünfstöckiges Haus zu sein. Fußgängerzonen, Parkplätze oder ähnliche öffentliche Einrichtungen waren in diesen Bestimmungen allerdings nicht mit vorgesehen.²⁹

2.2.4

Verkehrswesen

2.2.4.1

Der leidige Engpaß

Die Stadtplanung der VRCh stand, wie unter 1.2.1.2 ausgeführt, in den ersten Jahren der VR China nicht gerade unter einem günstigen Stern, da es fast ständig zu ruckartigen und extremen Ausschlägen kam: Auf die zentralistische Politik des Ersten Fünfjahresplans, die *zentralistische* Lösungen, u.a. den Bau von "Mittelpunktstädten" sowie von Satellitenansiedlungen bevorzugte, folgte die maoistische Periode des Großen Sprungs und später der Kulturrevolution, in deren Verlauf die *Dezentralisierung* und "Rurbanisierung" Trumpf wurde. Erst unter den Reformern setzte dann wieder eine kontinuierliche - und als solche betriebene - Stadtplanung ein, die nun zwar Städte als durchaus wieder wünschenswert empfand, die den Akzent jetzt aber nicht mehr auf Schwerpunktcommunen, sondern auf Klein- und Mittelstädte legte (dazu Abschnitt 1.2.1.3). Als Kleinstädte galten hierbei Gemeinden mit weniger als 200.000 Einwohnern (Mittelstädte: 200.000 bis 500.000, Großstädte: über 500.000). Großstädte sollten von jetzt an in ihrem Wachstum ge-

bremst, Mittelstädte mit mäßiger und Kleinstädte mit hoher Geschwindigkeit ausgebaut werden. Vor allem vier Kriterien waren es, die diese Prioritätenfolge ratsam erscheinen ließen, nämlich Verkehr, Wohnbedingungen, vorhandene Arbeitsplätze und zunehmend auch Umweltschutz. Bei zunehmend dichter werdendem Straßenverkehr wurden jetzt auch die Fehler des Ersten Fünfjahresplans immer deutlicher: Da viele Bewohner der Satellitenstädte in der Kernstadt arbeiteten, entstanden zwischen Arbeits- und Wohnplatz riesige Staus. Die Planer mußten zur Kenntnis nehmen, daß Satellitenstädte nur dann modernen Bedingungen gerecht werden, wenn sie über ausreichende Produktions- und Verteilungsmöglichkeiten (also Arbeitsplätze, Verkaufsläden, Bildungseinrichtungen, Sportanlagen etc.) verfügen und wenn sie nicht zuletzt auch günstig an den Verkehr angebunden sind.³⁰ Im Grunde genommen sehnen sich die Planer hier nach Danwei-Strukturen zurück, in denen die Einheit von Leben und Arbeiten noch "unter einem Dach" möglich war!

Umweltgesichtspunkte beginnen die Stadtplanung nicht nur wegen der Reinhaltung der Luft und des Wassers, sondern aus einem noch viel elementarerem Grunde zu beeinflussen, weil nämlich bei einer Überkonzentration Wasserknappheit auftritt, so z.B. lange Jahre in Tianjin oder aber in Jinan, der Hauptstadt Shandongs.

Einsam in den Vordergrund schieben sich am Ende aber dann doch immer wieder Verkehrsüberlegungen. "Auto- und busgerecht" sollen in den "real existierenden Städten" lediglich die zentralen Achsen werden, während in den Nebengassen die Fahrräder nach wie vor das Maß aller Dinge abgeben.

Da in den "zehn chaotischen Jahren", d.h. während der Kulturrevolution, die Stadtplanung systematisch vernachlässigt wurde, kann dem ins Riesenhafte angewachsenen Nachholbedarf nicht flächendeckend nachgekommen werden. Die Überlegungen beschränken sich infolgedessen hauptsächlich auf Schwerpunktprojekte, sei es nun in Großstädten oder aber in Wirtschaftssoonderzonen.

Eine Modernisierung im Sinne dieser Schwerpunktplanung haben bisher vor allem die Hauptstadt Beijing und Shanghai erfahren. Beijing besitzt mittlerweile drei Ringstraßen - und eine vierte ist im Ausbau. Außerdem gibt es zahlreiche Straßenüberführungen und - nicht zu vergessen - auch eine (höchst merkwürdig verlaufende) U-Bahn.

Wesentlich später als die Hauptstadt ist Shanghai modernisiert worden. Der "Plan für einen umfassenden Ausbau der Stadt Shanghai" wurde überhaupt erst 1986 erlassen. Seither standen fünf Infrastruktur-Großprojekte im Vordergrund, nämlich (1) die Abwasserreinigung, vor allem im Bereich des Suzhou-Flusses, ferner (2) zwei Schrägseilbrücken über den Huangpu-Fluß (nach dem Vorbild der Hamburger Köhlbrandbrücke), (3) der Ausbau des Hongqiao-Flughafens, (4) ein programmgesteuertes Telefonnetz und (5) der Bau einer U-Bahn, der z.T. mit deutschen Entwicklungszuschüssen erstellt wurde.

Daneben entstanden zahlreiche Kreuzungsüberführungen, darunter eine fünfstöckige (!) Kreuzungsanlage an der Luoshan-Straße (in der Wirtschaftssoonderzone Pu-

dong) und der Ausbau der Jiangsu-Straße im Westen der Hafenmetropole. Als drittes großes Straßenverkehrsprojekt wurde Ende 1993 die erste Ringstraße Shanghais auf Betonstelzen in Angriff genommen. Höhepunkt der modernen Verkehrsplanung Shanghais aber ist die im September 1993 fertiggestellte Yangpu-Brücke, die mit einer Länge von 7½ km und einer Spannweite von 602 m zu den größten Schrägseilbrücken der Welt überhaupt gehört. Die Brücke bietet Platz für sechs Richtungsfahrbahnen und für Gehsteige von 2 m Breite auf beiden Seiten. Durchgezogen wurde das Bauwerk in der Rekordzeit von 2 Jahren und 5 Monaten.

Ähnliche Ausmaße besitzt die wenige Kilometer davon entfernte, ebenfalls über den Huangpu führende Nanpu-Brücke. Der Verbesserung der Verkehrsinfrastruktur diene auch der Ende der 80er Jahre neugebaute Tunnel, der ebenfalls das "Verkehrshindernis" Huangpu "umgeht" - besser: "unterquert".

Shanghai beginnt sich hier m.a.W. "autogerecht" auszugestalten und könnte damit zu einem - verhängnisvollen! - Modell für andere Städte werden, die den Pkw eigentlich - in ihrem ureigensten Interesse - eher in den Hintergrund drängen sollten. Bezeichnenderweise hat sich in Shanghai auch das bisher größte Pkw-Joint Venture - ein Gemeinschaftsunternehmen mit VW - niedergelassen, das in immer höheren Stückzahlen den "Santana" produziert.

Schon sind auch Guangzhou, Tianjin und einige andere Städte dabei, ähnliche "autofreundliche" Wege zu beschreiten.

1992 wurden in der VR China insgesamt 1,06 Mio. Kraftwagen hergestellt, darunter 160.000 Pkws - und zwar von acht Fabriken mit ausländischer Kapitalbeteiligung. Daneben gab es noch rd. zehn Dutzend chinesische Automobilhersteller, die allerdings so unbedeutend waren, daß ihr Anteil an der gesamtchinesischen Produktion nur 16,8% ausmachte.

Voraussichtlich bleiben die Ausländer führend. Das 1991 von der Ersten Automobilfabrik Changchun und der Volkswagen AG gegründete Joint Venture will bis 1996 rd. 150.000 Pkws pro Jahr produzieren - nur 15% davon sollen in den Export gehen, der Rest aber auf dem heimischen Markt abgesetzt werden.

Anfang 1993 gab es in China 37.000 Besitzer von Privatautos - davon allein in der Hauptstadt Beijing 8.000.³¹

Berauscht von den künftigen Möglichkeiten ist aber nicht nur die Pkw-Industrie. Auch die Planer haben sich zwischenzeitlich von dem im westlichen Ausland geltenden Denkprinzip anstecken lassen, daß das Auto ein Maßstab für Wohlstand und Wirtschaftskraft sei und daß ihm deshalb die Zufahrt ins chinesische Denken nicht verwehrt werden dürfe.

Sollten die Chinesen freilich eines Tages die Pkw-Dichte Deutschlands (1992: 32 Mio. Pkw bei 80 Mio. Einwohnern) erreichen, so rollten an die 450 Mio. Fahrzeuge über das Land eine apokalyptische Vorstellung.

Dessenungeachtet stehen die Zeichen aber auf Grün: Die Autoindustrie plant hohe Produktionsziffern und in den Küstengebieten sowie vor allem im Bereich der Wirt-

schaftssoonderzonen entstehen großzügige Autobahnen, die z.T. auch schon privat finanziert werden. Häufig finden sich in den Anzeigenteilen der Zeitungen Aufrufe wie "Wir suchen Partner für den Autobahnbau, und zwar auf einer Strecke von 40 km zwischen ... und ... Die Kreisregierung stellt den Baugrund zur Verfügung. Nach Inbetriebnahme der Magistrale werden sich die Investitionen innerhalb von zwei Jahren amortisieren; die aus Gebühren anfallenden Einnahmen werden unter die beteiligten Seiten kapitalentsprechend aufgeteilt. Wenden Sie sich an uns ... Adresse ..." ³² Aufrufe dieser Art richten sich, wie hier betont sei, vor allem an zahlungskräftige Ausländer!

Das Ziel der Automobilindustrie für das Jahr 2000 ist eine Jahreskapazität von 1,7 Mio. Autos, davon 650.000 Pkws, 40.000 Jeeps, 100.000 Reisebusse und 120.000 Minibusse. Das Verhältnis zwischen Lkws und Pkws soll bis dahin bei 6:4 liegen. ³³ China möchte m.a.W. schon bald einen Sonnenplatz in der Automobilindustrie einnehmen. Alles scheint wohlüberlegt zu sein, nur nicht die Frage, ob die Volksrepublik es sich aus Umweltgründen leisten kann, zu einem Land des Privatautos zu werden.

Diese Politik widerspricht hier Erkenntnissen, wie sie beispielsweise 1989 vom Washingtoner "World Watch Institute" unter dem Titel "Das Fahrrad - Fahrzeug für einen kleinen Planeten" herausgegeben wurden. Für das Fahrrad sprechen nach den Erkenntnissen dieser Studie sowohl wirtschaftliche als auch ökologische Gründe: Nur wenn noch mehr Menschen im Individualverkehr auf Zweirad umstiegen, sei Problemen wie dem Verkehrsstau und der Luftverpestung beizukommen. In den Großstädten der Welt werde schon heute ein Drittel der Fläche für Autoverkehrs- und Parkflächen geopfert; die Ölimporte für den Automobilverkehr belasteten die Volkswirtschaft und außerdem verbringe der durchschnittliche US-Bürger schon heute 4 von insgesamt 16 wachen Stunden am Tag damit, sein Auto zu lenken oder es zu finanzieren. Jeder im Auto zurückgelegte Passagier-Kilometer verschlinge 1.156 cal, der Fahrrad-Kilometer dagegen nur 22: ein engagiertes Plädoyer für das Fahrrad, das in der VR China ja in der Tat auch lange Zeit unbestritten die erste Geige spielte, dessen Wertschätzung inzwischen allerdings zurückgeht, auch wenn es, wie unten auszuführen, im chinesischen Straßenverkehr noch auf Jahrzehnte hin dominant bleiben dürfte.

2.2.4.2

Der zähe Stadtverkehr

Vier Transportmittel sind es, denen sich der Stadtbewohner anzuvertrauen hat - Fahrrad, Bus, Taxi und U-Bahn.

2.2.4.2.1

"Mädchen für alles": Das Fahrrad

In "Entwicklungsländern" pflegt der Straßenverkehr aufs bunteste durchwachsen zu sein: Moderne Lkws und Personenkraftwagen bahnen sich ihren Weg durch pferdebespannte oder von Menschen gezogene und z.T. meterhoch beladene Lastkarren und werden ihrerseits überholt von Motorrädern sowie unzähligen abgasverströmenden Mopeds.

Auf den chinesischen Dörfern ist dieses Bild in der Tat auch heute noch überall zu beobachten, wobei da und dort Fahrzeuge auftauchen, die wie Fossilien wirken und die man eigentlich längst ausgestorben glaubte, z.B. Planwagen mit aufgespanntem Segel.

Lediglich in den größeren Städten hat diese bunte Palette in den vergangenen Jahren monochromeren Farben weichen müssen, insofern nämlich dort die Motorfahrzeuge gegenüber tier- oder menschengezogenen Vehikeln längst auf Überholspur gegangen sind.

Mögen jedoch die "Dongzhi" (Toyota), "Bentian" (Honda), "Benzi che" ("Benz-Autos") und "Dachong che" ("VW-Autos") auch laufend zunehmen, so ist doch ein Fortbewegungsmittel mit Abstand die Nummer Eins geblieben, nämlich das "zixingche" [87] ("von selbst dahingleitendes Gefährt") - das Fahrrad, das nicht nur auf den Dörfern das Straßenbild beherrscht, sondern auch in den Großstädten. Selbst in der Hauptstadt Beijing hat sich die Flut der Fahrräder, die 1987 noch mit 6 Mio. angegeben wurde, Jahr für Jahr um eine halbe Million vermehrt, wobei die Marken "Phönix", "Goldener Hirsch", "Fünf Ziegen", "Ewigkeit" und das Luxusmodell mit Mercedes-Image namens "Fliegende Taube" den Löwenanteil stellen. "Die Luft ist erfüllt mit Fahrradgeklingel!" - dieser Satz kommt einem pausenlos in den Sinn. Da die Busse fast immer überfüllt sind, da die Auswirkungen des Radfahrens auf Fitness und Gesundheit längst ins allgemeine Bewußtsein eingedrungen sind und da überdies die Erwartung, einmal Besitzer eines Mopeds oder eines eigenen Lkws zu sein, angesichts der Anschaffungskosten für die meisten Menschen gegen Null tendieren, kann wohl auf Jahre oder Jahrzehnte kein anderes Verkehrsmittel mit dem Fahrrad auch nur annähernd konkurrieren.

Hat man ein Fahrrad erworben, das zumeist 3-4 Monatslöhne eines Arbeiters oder Angestellten auffrißt, so läßt man das Vehikel registrieren, bekommt ein rotes Schild mit dem Namen der Stadt oder des Kreises sowie eine fortlaufende Nummer, die auch als Besteuerungskennziffer gilt, und braucht dann nur noch einen Fahrrad-Führerschein, ehe grünes Licht gegeben wird.

Anfänger und Ausländer, die in dem "ewigen Fahrradstrom" mitschwimmen wollen, machen schnell die Erfahrung, daß es wenig Sinn hat, "dynamisch" vorankommen zu wollen. Die Kunst besteht vielmehr im Gegenteil darin, gemächlich "mitzuschwimmen" und dann zwischendrin auch wieder besonders langsam fahren zu können, damit man beim nächsten Stau nicht gleich wieder vom Rad kippt. Eine zweite, möglichst schnell zu erlernende Technik ist die Kunst des Abbiegens an der nächsten Kreuzung, wobei es darauf ankommt, sich schon lange vor Beginn des eigentlichen Manövers Stück für Stück aus dem Strom der Geradeausfahrer auszuklinken und sich in den Sog der Abbieger hineinziehen zu lassen. Nicht zufällig ereignen sich gerade bei diesem Manöver die meisten Unfälle, zumal viele der "Mitschwimmenden" im Hauptstrom während des Fahrens eifrig plaudern und daher auch nicht besonders aufmerksam sind.

Seitwärts geht es dann hinein in die verwinkelten Gäßchen, die oft keine Kehrtwendung mehr zulassen und in denen manchmal auch zwei Fahrräder kaum aneinander vorbeikommen, über gefährliche - weil unübersichtliche - Kreuzungen hinweg und immer tiefer hinein in ein Labyrinth, in dem sich am Ende nur noch die Einheimischen auskennen.

Probleme gibt es ferner mit Last-Fahrrädern. Bisweilen transportieren Bauern z.B. auf ihrem Gepäckständer ein bis zu zwei Zentner schweres, je nach Kondition verstört oder apathisch in die Gegend blickendes Schwein zum

nächsten Freimarkt. Vom Gepäckträger eines anderen Fahrrads baumeln bis zu zwei Dutzend völlig erschöpfte Hühner und bisweilen begegnet man in den Vorstädten auch Bäuerinnen, die einen zentnerschweren, mit Eiern beladenen Korb über manchmal 50 km Entfernung herangeschafft haben, ohne daß auch nur ein einziges Ei in die Brüche gegangen wäre.

Nicht selten auch binden die Bauern einen Handkarren an den Gepäckständer ihres Rads und packen Brennholz, Berge von geflochtenen Körben oder Möbel auf die schmale Fläche. Privathändler bevorzugen das Dreirad mit großer "Angebots"-Fläche, von der aus sie auf den Märkten ihre Waren feilbieten können - angefangen von Gemüse bis hin zu Kleidern und Pullovern.

Was die Bauart der Fahrräder anbelangt, so gibt es - über die verschiedenen Marken hinweg - jenen Standardtypus, der in Europa als "Herrenfahrrad" bezeichnet wird. Da Frauen jahrzehntlang Hosen trugen, mußte auf lange Kleider oder Röcke keine Rücksicht genommen werden: Damenfahrräder galten m.a.W. als ebenso überflüssig wie eigene Kinderfahrräder!

Jedes Rad besitzt eine ziemlich kräftig tönende Klingel und ein Sicherheitsschloß, zumeist auch eine Bremse, aber kaum eine Beleuchtung. Von der Klingel wird ausgiebig - und begeistert - Gebrauch gemacht, so daß die Luft in den Städten stets von einem an- und abschwelenden Klingelgeräuschpegel erfüllt ist.

In den meisten Großstädten ist es verboten, Personen auf dem Fahrrad mitzunehmen, doch scheint sich niemand um diese Vorschrift zu kümmern. Vor allem abends, wenn die Kinos oder die Besuche bei Verwandten zu Ende sind, füllen sich die Straßen mit Fahrrädern, auf denen ganze Familien - Vater, Mutter, Kind - Platz genommen haben. Die Polizei drückt hier am besten ein Auge zu und greift nur im äußersten Notfall zur Strafe, indem sie 2 Yuan abkassiert.

Beim "Familienfahrrad" übernimmt der Vater das Treten und Steuern, die Mutter sitzt im Damenreitsitz auf dem Gepäckträger und das Kind auf einem Sitz hinter dem Lenkerplatz. Manchmal tauchen auch Sonderkonstruktionen auf, bei denen eine einrädige Koje mit Sitz ähnlich ans Fahrrad anmontiert ist wie eine Beifahrerkabine an einem Motorrad.

Dem Fahrrad werden auch "romantische" Seiten abgewonnen. Wenn eine junge Dame bereit ist, sich von ihrem Freund auf dem Fahrrad mitnehmen zu lassen, so gilt dies gemeinhin als eine halbe Liebeserklärung, sei es, daß sie auf dem Gepäckträger Platz nimmt und sich an den Hüften des Fahrers festhält, sei es, daß sie sich gar auf der Querstange des Herrenfahrrads transportieren läßt. In diesem Fall ist es angeblich schon weit genug, um über eine Heirat zu sprechen.

Mit dem Fahrrad verbinden sich aber auch weniger angenehme Seiten, so z.B. wenn im südlichen China Monsun aufkommt oder wenn in Nordchina Sandstürme durch Städte und Dörfer blasen und dem Radfahrer die Staubkörner in Mund, Hals und Augen treiben. Die Betroffenen beginnen dann - noch auf dem Fahrrad - die Augen zu reiben, auszuspucken und in ihrer Aufmerksamkeit nachzulassen - oft Anlaß zu Zusammenstößen

und Unfällen. Erhöhte Unfallgefahr auch bei Schnee, wo sich alle Konzentration nach vorne richtet und die Aufmerksamkeit einem Hintermann noch weniger gilt, als es sonst ohnehin schon der Fall ist.

Da die Zahl der Unfälle mit der zunehmenden Dichte des Verkehrs wächst, werden neuerdings vermehrt Verkehrsschilder aufgestellt und die Anforderungen bei der Fahrradprüfung erhöht. Vor allem muß der "Führerschein"-Anwärter bei diesen Prüfungen nachweisen, daß er die Verkehrsregeln kennt. Nicht zuletzt auch wurden in den meisten Städten "Verkehrssicherheitstage" eingeführt.

Das Fahrrad, das einst in Deutschland erfunden wurde, hat in China erst verhältnismäßig spät Eingang gefunden, um dann allerdings auf Anhieb die Szene zu beherrschen. Die ersten Probefahrten des Zweirads in China haben wahrscheinlich im Beijinger Kaiserpalast stattgefunden. Wahrscheinlich war es der "letzte Kaiser", Pu Yi, der im Reich der Mitte erstmals in die Pedale trat. Noch heute kann man im Beijinger Kaiserpalast die ausgefrästen Stellen an den Türschwellen sehen, die dem damals 5jährigen Kaiser freie Bahn durch das Palastgelände ermöglichten.

Nachdem Pu Yi zehn Jahre "Umerziehung" hinter sich hatte und nach Beijing zurückkehren durfte, kaufte er sich als erstes angeblich wieder ein Fahrrad.

Fahrräder gab es jahrzehntlang nur auf Bezugsschein und auch dann manchmal nur nach vier- bis fünfjähriger Wartezeit. Kein Wunder, wenn sich die Millionen von Interessierten alternative Erwerbswege suchten, sei es nun den Schwarzmarkt, den Eigenbau oder aber - den Diebstahl.

Die neuen Schwarzmärkte gingen, da ja fast immer Staatsangestellte zwischengeschaltet waren, mit Korruption und dem notorischen Zou houmen (wörtl.: "durch die Hintertür gehen") Hand in Hand. Verteilt wurden die begehrten Räder entweder vom Herstellungsbetrieb oder aber von den Danweis, die plangemäß ein bestimmtes Kontingent für ihre Mitarbeiter zugeteilt erhielten. Am häufigsten wurden die Räder nach dem Wartezeit-Prinzip vergeben, doch kam es auch zu anderen Lösungen, sei es nun, daß besonders fleißige Arbeiter belohnt oder daß Verlosungen durchgeführt wurden. Wieder andere Betriebe stellten einen Verteilungsschlüssel für aktive Mitarbeiter, für Betriebsrentner und für Kader auf. Nur in den wenigsten Fällen ging es hier freilich wirklich gerecht zu - und entsprechend erbittert reagierten die Antragsteller, die wieder einmal leer ausgegangen waren.

Häufig dienten Räder auch als "Morgengabe" für Zulieferer von knappen Rohmaterialien, für Telefondienststellen, Energielieferanten - oder aber für Rechnungsprüfer, deren Wohlwollen damit "erkauft" werden sollte. Kurzum, das harmlose Fahrrad wurde zum Dreh- und Angelpunkt einer chronique scandaleuse!

Manche Kader verdienten sich eine goldene Nase, indem sie Anwartschaftsscheine veruntreuten oder sie zu überhöhten Schwarzmarktpreisen aufkauften und gewinnbringend weitervermarkteten.

Die Zuteilungsnot machte - zweitens - erfinderisch und ließ zahlreiche phantasievolle Eigenbauprodukte entstehen, die auch in den 90er Jahren noch über Dorfwege und städtische Straßen rollen und die vom vielgestaltigen Anhänger-Dreirad bis zur "Beifahrerkoje" für Familienmitglieder reichen.

Was die dritte unkonventionelle Beschaffungsmethode anbelangt, nämlich den Diebstahl, so gehörte er lange Zeit zu den häufigsten Delikten. Weit davon entfernt, nur als Kavaliersdelikt zu gelten, wurden Fahrraddiebstähle mit gesalzenen Gefängnisstrafen belegt - und dies unter dem Beifall der überwältigenden Mehrheit der Verkehrsteilnehmer.

Bezeichnenderweise besitzt zwar so manches Fahrrad keine Bremse - ohne Sicherheitsschloß jedoch scheint keines auszukommen.

Erst Ende der 80er Jahre wurde ein gewisser Sättigungsgrad erreicht - und gleichzeitig mit dem Export begonnen.³⁴

Nicht immer leicht zu finden sind in den Ballungsgebieten inzwischen auch bereits leere Parkplätze für Fahrräder, die mit dem Straßenverkehrszeichen "ting" [88], wörtlich "halten", gekennzeichnet sind. Die "Ting"-Plätze werden für eine Minigebühr bewacht. Ansammlungen von bis zu 10.000 Rädern innerhalb kleiner Geländestücke sind keine Seltenheit. Immer wieder fragt sich der Ausländer, wie es möglich ist, aus diesem Tohuwabohu das eigene Rad wieder herauszufinden.

2.2.4.2.2

Die chronisch überfüllten Busse

Auch der Busverkehr bietet keine befriedigende - und schon gar keine angenehme - Alternative:

Dabei scheint anfänglich alles so gut zu beginnen, da sich die Passanten an der Haltestelle im allgemeinen höchst diszipliniert in eine Warteschlange einreihen. Die Spannung beginnt aber bereits zu steigen, wenn der fünfte oder sechste total überfüllte Linienbus einfach an der Haltestelle vorbeifährt. Bequemt sich dann doch einmal ein eher zufällig nicht überfülltes Fahrzeug zum Anhalten, so zerstiebt die ursprünglich so geordnete Warteschlange in ein Knäuel von Dränglern, die alle gleichzeitig durch den manchmal nur auf eine Türhälfte geöffneten Zugang ins Innere zu rudern versuchen.

Doch merkwürdig genug: Ergibt sich in dieser Situation ja einmal Gelegenheit, daß ein höflicher Fahrgast anderen Passagieren den Vortritt läßt, so fühlen sich die "Eingeladenen" sogleich beschämt und möchten am liebsten - bei aller Anonymität der Umgebung - den angebotenen Vortritt nicht annehmen: eine paradoxe Situation, die zeigt, wie sehr hier Tradition und Moderne miteinander in Konflikt liegen.

Ist der Passagier endlich glücklich an Bord gelangt, so läßt sich der eigentliche Ärger erst so richtig an; drängeln sich doch in den Hauptverkehrszeiten nach Feststellung der Beijinger Verkehrsbetriebe auf einem einzigen Quadratmeter manchmal bis zu 14 Passagiere! Schon 1986 mußten die rd. 4.000 Busse Beijings auf 170 Linien pro Tag im Durchschnitt 8,6 Millionen Fahrgäste transportie-

ren - berstende Überfüllung, unpünktliche Ankunftszeiten und permanente Klagen der Passagiere - und des Schaffnerpersonals - waren die Folge.³⁵

In anderen Großstädten geht es eher noch enger zu, z.B. in Shanghai. Bei all den Spannungen, die hier unvermeidlich aufkommen, lassen die Passagiere ihrem Ärger dadurch Luft, daß sie beispielsweise auf den Bürgermeister schimpfen, der zumeist nicht aus Shanghai stammt. Sollte es sich freilich ein "Auswärtiger" erlauben, sich an solchen Wutausbrüchen zu beteiligen, so wird ihm sogleich der Mund verboten, da Shanghai den Einheimischen gehört und Kritik von außen nicht geduldet wird.

Kein Wunder, wenn der Umgangston in diesem Milieu nicht immer den Vorstellungen entspricht, die ein Ausländer von "chinesischer Höflichkeit" hat. Vergeblich rufen denn auch die Stadtverwaltungen immer wieder dazu auf, doch "gegenseitiges Verständnis zu üben".

2.2.4.2.3

Steuer: Von der Limousine zum "Brötchen"

Für Passagiere, denen die Anfahrt per Rad zu weit, das Einsteigen in die permanent überfüllten Busse aber zu mühsam ist, gibt es seit 1988 eine angenehmere Alternative, nämlich die Minibus-Taxen, die von den Beijingern ihrer Form wegen liebevoll "xiaomian" oder "miandi" [89] - wörtl. "Brötchen"(-Taxen) - genannt werden und deren Zahl in der Hauptstadt eine fast beängstigende Zunahme erfahren hat. Ende 1991 waren es ungefähr 6.000 gewesen, Ende 1992 rd. 25.000 und Ende 1993 bereits 30.000 "Brötchen", die wegen ihrer gelben Farbe weithin zu erkennen sind, die bei einer Strecke von bis zu 10 km lediglich 10 Yuan verlangen (bei den konventionellen "2-Yuan-pro-km-Limousinen-Taxen" ist der Preis doppelt so hoch!) und bei denen übrigens im Stau das Taxameter nicht mitläuft, sondern stehenbleibt. Während die konventionellen Taxen oft Umwege fahren, um so den Beförderungspreis künstlich in die Höhe zu treiben, wählen die Minibusfahrer zumeist den kürzesten Weg manchmal sogar durch eine der engen hutongs -, um auf diese Weise möglichst viele Kunden "umsetzen" zu können.

Hier ergibt sich also in der Zwischenzeit ein Wettrennen zwischen Pkw- und Minibus-Taxen, das immer mehr zugunsten der "Brötchen" ausgeht, da die teureren Pkw-Taxen oft stundenlang vor Hotels oder vor dem Flughafen warten müssen, ehe sich Fahrgäste melden, während die Billigtaxen nach einigen Jahren Eingewöhnungszeit nun ausgesprochen populär und gefragt sind.

Noch ein zweites Wettrennen ist zu verzeichnen, nämlich zwischen staatlichen und privaten Taxen. Der Privatanteil liegt inzwischen bei über 50% - mit schnell wachsender Tendenz. Ein Minibus kostet rd. 40.000 Yuan (ungefähr 7.200 US\$) und wird von einem Vertragsfahrer gesteuert, der pro Tag zwischen 100 und 120 Yuan "abliefern", so daß die Gesamtinvestition für das Unternehmen innerhalb eines Jahres wieder eingespielt ist.

Die Fahrer von Minibussen können monatlich zwischen 2.000 und 3.000 Yuan verdienen - etwa das Zehnfache eines Staatsangestellten. Allerdings sind die Fahrer Unternehmer in eigener Verantwortung. Sie schließen nämlich mit dem Taxiunternehmen einen Arbeitsvertrag, auf-

grund dessen ihnen die Firma den Minibus gegen Hinterlegung einer Kaution zur freien Verfügung überläßt. Benzin, Reparaturen und Instandhaltungskosten des Fahrzeugs müssen vom Taxifahrer selbst getragen, d.h. von seinem Gesamteinkommen abgeführt werden. Außerdem hat er jeden Monat zwischen 3.000 und 3.600 Yuan (je nach Vertrag) an seine Firma abzuführen. Kann der Fahrer nicht genügend Gäste an Bord ziehen, so verliert er möglicherweise sogar Geld, stellt er sich dagegen geschickt an, schneidet er weitaus besser ab als ein Kollege, der bei einer staatlichen Danwei angestellt ist. Im Gegensatz zum "Angestellten" erhält er freilich auch keine Sozialleistungen und keine Lebensmitteldeputate - von kostenloser medizinischer Betreuung ganz zu schweigen.

Trotz solcher Nachteile steigen aber in der Zwischenzeit zahlreiche Angestellte auf eine freiberufliche Fahrerstelle um. Diese Entwicklung geht so schnell, daß die Behörden von Beijing inzwischen auf die Bremse gestiegen sind und die Gründung neuer Minibusunternehmen einstweilen verboten haben. In den Augen vieler Kader sind die "Brötchen" auch "imageschädigend für die Hauptstadt" - doch ist der Bedarf an zusätzlichen Transportmöglichkeiten inzwischen weitaus dringender als der Imagebedarf, so daß sich das Rennen zwischen den beiden unterschiedlichen Vorstellungen längst erledigt hat.

Auch die herkömmlichen Pkw-Taxen scheinen auf längere Sicht das Rennen zu verlieren: Ihre Kundschaft liegt eher bei den Ausländern und bei einheimischen "Parvenus", seien es nun Schauspieler oder gutverdienende Sportler. Manche Fahrgäste besteigen auch deshalb die Pkw-Taxe, weil es in den "Brötchen" weder eine Heizungs- noch eine Klimaanlage gibt, so daß die Passagiere stets "mit der Natur leben".

2.2.4.2.4

U-Bahn: Leistungen und Absurditäten

Ein gerade für die chinesischen Großstädte sinnvolles Massenverkehrsmittel wäre die U-Bahn, die es (teilweise fertiggestellt oder im Bau) allerdings bisher nur in vier Großstädten gibt, nämlich in Beijing, Shanghai, Tianjin und Guangzhou.

Paradoxerweise verdankt die Beijinger U-Bahn ihre Entstehung nicht einem verkehrs-, sondern einem sicherheitspolitischen Kalkül. Der erste Spatenstich erfolgte 1965, also zu einer Zeit, da die USA gerade voll in den Indochinakrieg eingestiegen waren und als auch die Spannungen zwischen China und den Moskauer "Sozialimperialisten" wuchsen, die beim Ussuri-Zwischenfall von 1969 ihre erste Zuspitzung erfuhren. Im gleichen Jahr auch wurde die erste Linie mit einer Gesamtstrecke von 23 km und 17 Stationen eröffnet, die im Osten beim Beijinger Hauptbahnhof begann und nach einem schnurgeraden Verlauf vor den "Westbergen" endete - ein typischer Fluchtstollen, durch den im Falle eines Angriffs Teile der Bevölkerung evakuiert werden konnten. Fast sämtliche Infrastruktur-Ausgaben wanderten damals unter die Erde. In diesen Jahren galt auch die Parole "Tiefe Stollen graben, überall Getreidevorräte anlegen und gegen den Revisionismus kämpfen".

Die U-Bahn der Hauptstadt wurde also letztlich nicht von Bahnplanern, sondern von Militärs entworfen.

Nach 1969 entstand in Beijing eine zweite Teilstrecke, diesmal entlang der alten Stadtmauer, so daß sich die meisten Bahnhöfe nach den ehemaligen Stadttoren benennen.

Auch jetzt freilich blieb die U-Bahn ihrem Fluchtstollen-Kalkül treu und kümmerte sich wenig um die praktischen Transporterfordernisse. Nach wie vor fehlt es an einer U-Bahn-Station im eigentlichen Stadtzentrum, d.h. in den Kerngebieten von Xidan und Wangfujing - vom Kaiserpalast und anderen historischen Schwerpunkten ganz zu schweigen!

Während Busse und andere Verkehrsmittel den Löwenanteil an den Zubringerdiensten leisteten, hielt sich das Passagieraufkommen bei der U-Bahn bei weit unter 10% - eine absurde Situation, die auch dadurch nicht abgemildert wurde, daß in der Zwischenzeit weitere Zubringerstrecken ausgebaut wurden.

Ganz im Gegensatz dazu ist die am 28. Mai 1993 in Shanghai eröffnete erste U-Bahn-Linie ganz nach modernen Verkehrserfahrungen ausgerichtet, wobei übrigens deutsche Entwicklungshilfe - und aus Berlin importierte U-Bahn-Wagen - eine Schlüsselrolle spielten.

2.2.4.3

Der lückenhafte Überlandverkehr

2.2.4.3.1

Engpaß Straße

Für die meisten Stadt- und Dorfbewohner beläuft sich die mit eigenem Vehikel zu bewältigende Strecke immer nur auf ein paar Kilometer - von der Wohnung zum Arbeitsplatz oder aber vom Dorf zum nächsten Markt.

Was den darüber hinausgehenden Überlandverkehr angeht, so steht nur ein kleiner (meist staatlicher) Fuhrpark und ein dünnes Straßennetz zur Verfügung. Die Straßennetzdicke (überörtliche Straßen!) beträgt, nach Fläche gerechnet, nur 10 m pro qkm - 1/60 Deutschlands (= 633 m pro qkm). 2.000 Marktgemeinden und rd. 190.000 Dörfer waren auch i.J. 1993 noch nicht an das allgemeine Straßennetz angebunden, lagen also nach wie vor "im Abseits". Hinzu kommen schlechte Straßenbeläge und die Belastungen eines aus Vehikeln aller Art (Vehikeln, Fahrräder, Traktoren und Autos) bestehenden "Mischverkehrs", die das Vorankommen zur Tortur werden lassen. Die Autogeschwindigkeit auf den staatlichen Landstraßen (1992: 1,05 Mio.km) betrug 1993 "30-40 km/h".³⁶ Überdies war die Zahl der auf je 10.000 Autos entfallenden Unfalltoten um das 20-30fache höher als in den entwickelten Ländern.³⁷ Zwar wurden zwischen 1988 und 1992 rd. 500 km Autobahnen gebaut, doch haben all diese Bemühungen kaum Entlastung gebracht, da die Straße - vor Schiene, Binnenkanal und Luftweg - mittlerweile zum weitaus wichtigsten Transportträger geworden ist: 1992 beispielsweise entfielen 84,7% des gesamten Personentransports und 74,1% des gesamten Gütertransports auf die Landstraßen.³⁸

2.2.4.3.2

Engpaß Schienenverkehr

Auch Eisenbahnfahrten gehören für den Normalverbraucher nicht gerade zu den angenehmsten Seiten des Lebens. Der Passagier kann bei einer Zugreise erfahren,

was es heißt, daß in China lediglich 56 km Schienen pro 10.000 qkm zur Verfügung stehen (Deutschland 1992: 2.549) und daß das Transportaufkommen überdies in einen zusätzlichen Schereneffekt hineingerät. Während nämlich, um hier ein Beispiel zu nennen, i.J. 1992 der industrielle BPW gegenüber dem Vorjahr um 20% zugenommen hatte, war die Fracht- und Personenbeförderungskapazität der Eisenbahn mit lediglich +3% hinterhergehinkt. Während täglich rd. 120.000 Waggon benötigt werden, stehen nur 75.000 zur Verfügung - das sind 60% des Bedarfs! Dieser "Widerspruch" läßt sich auch keineswegs von heute auf morgen lösen, weshalb sich die Eisenbahnverwaltung nicht nur mit altmodischer Technik (Dampflokomotiven!), sondern auch mit modernen (und manchmal ideologiewidrigen) Finanzierungsmethoden weiterhelfen muß, sei es nun, daß sie Schuldscheine und Aktien ausgibt oder gar Teilstrecken von ausländischen Joint Ventures erstellen läßt. Nur so ist es wahrscheinlich möglich, daß in den letzten drei Jahren des 8. Fünfjahresplans (1991-95) pro Jahr noch rd. 4.000 km neue doppelgleisige und elektrifizierte Eisenbahnstrecken fertiggebaut werden können.

Die Züge sind zu Beginn der 90er Jahre meist zwischen 50 und 70% überbelegt, in Spitzenzeiten sogar bis zu 100%.

Nur schwer ist unter diesen Umständen an Fahrkarten heranzukommen, ganz besonders an die besseren Abteile. Offiziell wird zwar nicht zwischen 1. und 2. Klasse unterschieden, doch gibt es eine "harte" und eine "weiche Klasse" - und zwar sowohl bei den Sitz- als auch bei den Liegewagen. Ein Reisender, der vom fernwestlichen Ürümqi bis Shanghai fast eine Woche lang unterwegs ist, lernt den Unterschied zwischen "hart" und "weich" schnell an seinen Knochen spüren. Außerdem sind die "weichen Schlafabteile" abgesondert, während sich die "harten" Liegeplätze im "Großraummilieu" befinden. In der "weichen Klasse" gibt sich auch das Bahnpersonal mehr Mühe und serviert beispielsweise heißen Tee, den der Passagier in all der "Biedermeier"-Umgebung (gestickte Deckchen und manchmal auch Blumentöpfe) zu genießen weiß. Während des 8. (1991/95) und 9. Fünfjahresplans (1996/2000) sollen auch Hochgeschwindigkeitszüge mit 200 km/h eingerichtet werden - für den Durchschnittschinesen einstweilen noch unvorstellbar!

Noch schlimmer ist es mit dem Gütertransport bestellt, da der Verkehr überall auf den Haupteisenbahnlinien, vor allem auf den Nord-Süd-Strecken Beijing/Guangzhou und Beijing/Shanghai sowie auf der Ost-West-Strecke Gansu/Lianyungang, durch "Flaschenhälse" behindert wird, so daß sich das Transportvolumen lediglich zu 40% abwickeln läßt - einer der Hauptgründe für die im ganzen Lande herrschende Rohstoffknappheit.³⁹

Während in maoistischer Zeit noch Zehntausende von streckennah lebenden Bauern und Städtern in die Planierungs-, Überbrückungs- und Durchtunnelungs-Arbeiten eingeschaltet worden waren, sieht man auf den heutigen Großbaustellen zumeist nur noch riesige Erdbewegungsmaschinen - auch hier also ein Stück Wandel im Alltagsbild.

2.2.4.3

Binnenschifffahrt

"Abenteuerlich" ist bis auf den heutigen Tag der Binnenschifffahrtsverkehr geblieben - vor allem auf den beiden wichtigsten O/W- (Yangzi) und N/S-Strecken (Kaiserkanal!).

Auch der Küsten- und der Hochseeverkehr ist kein Ruhmesblatt.

In der Schiffbauindustrie allerdings ist die VR China sowohl technologisch als auch quantitativ schnell an die Weltspitze vorgestoßen und stand - was die Tonnage anbelangt, Ende 1993 hinter Japan und der Republik Korea weltweit bereits an dritter Stelle.

2.2.4.4

Das ganz alltägliche Chaos

Angesichts des jedes Jahr um zweistellige Prozentzahlen zunehmenden Verkehrs hat sich auch die Zahl der Unfälle im Straßenverkehr rapide erhöht, obwohl die Durchschnittsgeschwindigkeit fast umgekehrt proportional zur wachsenden Zahl der Fahrzeuge zurückgegangen ist.

1992 ereigneten sich in China über 228.000 Straßenverkehrsunfälle, bei denen 58.000 Menschen ums Leben kamen und 140.000 verletzt wurden.⁴⁰

1949 gab es in ganz China nur 51.000 Kfz - bei 80.000 km Straßen. 1986 hatte sich die Zahl der Kraftfahrzeuge mit 3,6 Mio. etwa versechzigfach, während die Länge der Straßen im gleichen Zeitraum nur um das elffache angestiegen war. Bis zum Jahr 2000 gehen die Behörden von 13,67 Mio. Kfz bzw. 1,1 Mio. Straßenkilometern aus.⁴¹ Das Ungleichgewicht zwischen Fahrzeugen und Straßenkapazität nimmt also weiter mit beängstigender Geschwindigkeit zu.

Umgekehrt hat sich die Durchschnittsgeschwindigkeit im wachsenden Gedrängel von 25 km/h in den 60er Jahren auf 20 km/h in den 70ern und auf 15 km/h in den 80er Jahren verringert.⁴² In den 90er Jahren hat sie bereits den Minusrekord von rd. 10 km/h erreicht - mit fallender Tendenz! Bis zum Jahr 2000 sind vielleicht bereits "Bangkokere Zustände" erreicht, also Geschwindigkeiten von knapp über Null! Allein schon diese Aussicht hätte China davor warnen müssen, zu einer Autogesellschaft zu werden. Die Individualisierung des Lebensstils - und der damit einhergehende Ehrgeiz, sich in der Hierarchieskala an angemessener Stelle zu plazieren - dürfte aber, allen Bedenken zum Trotz, Am Ende doch für eine schnelle Zunahme des Autoprivateigentums sorgen!

Gleichwohl dürfte China das "Königreich der Fahrräder" bleiben, die auch für sich schon lange und nie endende "Verkehrsdrachen" bilden und für wachsendes Chaos sowie für wachsende Unfälle sorgen dürften.

Die Unfallzahl nimmt aber nicht nur wegen des immer dichter werdenden Verkehrs - und wegen vielfach mangelnder Bremsen -, sondern auch deshalb zu, weil die Radfahrer sich wenig verkehrsfreundlich verhalten: Sel-

ten geben sie Abbiegezeichen, noch seltener werfen sie einen Blick zurück und leichtsinnig schieben sie sich in den mehrspurig fließenden Autoverkehr. Betätigt werden lediglich die Pedale - und die Fahrradklingel. Auch die Verkehrspolizei scheint dagegen machtlos zu sein.

Zu all dem Chaos aus Lkws, Bussen, Taxen, Privat-Pkws, handgezogenen Leiterwagen und Fahrrädern gesellt sich - "meine Nerven!" - inzwischen ein neues brisantes Vehikel, nämlich das Motorrad, sei es nun die "Xingfu" ("Glück") oder die japanische Triade Honda, Yamaha und Kawasaki. Vor allem wohlhabende Bauern, Privathändler und Kaderkinder erweisen sich als Hauptteilnehmer am waghalsigen Motorradverkehr, der das Zeitalter des motorisierten Individualverkehrs besonders zu beschleunigen scheint.

Für Funktionäre werden während der großen Kongresse, z.B. dem XIV.Parteitag von 1991, ganze Straßenspurten - vom Flughafen bis zur "Halle des Volks" - freigehalten - ein weiterer Engpaß!

Während der Stoßzeiten strömt der Verkehr in den meisten chinesischen Städten nur noch im Fußgängertempo.

2.2.4.5

Und die Freizügigkeit?

Lange Zeit war die Freizügigkeit, die übrigens in keine der bisherigen vier Verfassungen der VRCh Eingang gefunden hat, vor allem durch Lebensmittelkarten und durch Registrierungspflichten eingeengt worden. Kam nämlich beispielsweise ein junger Mann aus dem fernwestlichen Chengdu nach Shanghai, so hatte er bereits Schwierigkeiten, auch nur seinen Hunger zu stillen, da er Reis, Eier oder Zucker nur auf "Marken" kaufen konnte, die Chengduer Marken aber nicht für Shanghai galten. Wollte er sie umtauschen - dafür gab es eigene Ämter -, so wurde er sogleich nach seiner Danwei und nach dem Zweck seiner Reise befragt.

Mit der gleichen Frage sah er sich konfrontiert, sobald er in einem der kleinen chinesischen Hotels übernachten wollte: "Sind Sie angemeldet?" und "Von welcher 'Einheit'?", "Was ist der Zweck Ihres Aufenthalts?"

Hier bekam der junge Reisende also von Anfang an einige der für die damalige Zeit eisern feststehenden Regeln zu spüren: Gereist wird in China nur auf Antrag oder aber im Auftrag. Außerdem sind die Hotels Staatsbetriebe und unterliegen daher einer strengen Registrierpflicht. Auch auf den Parkbänken konnte man nicht einfach sein Nachtquartier aufschlagen: Die Polizei hätte ebenfalls schon bald Fragen gestellt!

Erst Mitte der 80er Jahre begann sich die Situation langsam zu entspannen, nachdem die ersten "Familienhotels" entstanden waren, also Unterkunftsmöglichkeiten, die von Privatpersonen zunächst noch "am Rande der Legalität" und dann erst ganz allmählich auch legal geführt wurden. Kaum hatten sich die Fesseln hier etwas gelockert, begannen die "Familienhotels" wie Pilze aus dem Boden zu schießen: Nachfrage war im Übermaß vorhanden - und entsprechend hoch konnten auch die Profite der "Hoteliers" ausfallen.

Die Sicherheitsbehörden verfolgten diese Entwicklung mit zusammengekniffenen Augen; gingen ihnen doch Kontrollmöglichkeiten im gleichen Maße verloren wie die Privatisierung des Hotelgewerbes zunahm - offensichtlich ein Nullsummenspiel! Auf obrigkeitliches Mißtrauen stießen auch die "Riesenprofite" der Wirte, das angeblich schwunghafte Glücksspielwesen in den Unterkünften und nicht zuletzt auch der immer wieder auftauchende Verdacht, daß "Männer und Frauen in einem Zimmer wohnten, so daß ein unordentlicher Zustand herrschte".⁴³

2.2.4.6

Telekommunikation

Riesiger Nachholbedarf besteht nach wie vor auch im Fernsprekbereich, vor allem in den ländlichen Gebieten, wo es ja noch wenige Jahrzehnte vorher nicht einmal den benötigten elektrischen Strom, geschweige denn Telefonanlagen und -leitungen gab. Vollends undenkbar wäre in diesen Jahren ein Privattelefon gewesen. Fernsprecher standen allenfalls einigen Kadern zur Verfügung und wurden weniger als Kommunikationsmittel denn als Machtsymbole angesehen, auch wenn es sich um teilweise vorsintflutliche Apparate handelte. Zu Beginn der 90er Jahre hat sich die Situation weitgehend geändert, insofern ein einigermaßen flächendeckendes Netz zu den einzelnen Dörfern hin aufgezogen wurde. Nur in abgelegenen Regionen gilt das Telefon noch als Luxus. In küstennahen Provinzen, z.B. in Fujian, ist ein Viertel der Telefonanschlüsse bereits in privater Hand. Keine Fabrik kann es sich heute mehr leisten, ohne Telefon auszukommen, während noch Anfang der 70er Jahre nicht einmal auf den Verpackungen der Produkte Telefonnummern abgedruckt waren.

In manchen Dörfern haben Bauernhaushalte bereits Telefonvermittlungsstellen für ihr Dorf eingerichtet - und ziehen dafür auch Gebühren ein.

2.2.5

Gesundheit

2.2.5.1

Das "Grundversorgungssystem" in Stadt und Land

Vier Zahlen lassen deutlich erkennen, wo das chinesische Gesundheitswesen inzwischen angelangt ist:

Zwischen 1949 und 1993, also in einem Zeitraum von 44 Jahren, hat sich das durchschnittliche Lebensalter der chinesischen Bevölkerung von 35 auf 70 Jahre verdoppelt. Gleichzeitig sank die Säuglingssterblichkeitsrate auf 30 v.T. - beides Werte, mit denen China bereits weit über den Standardwerten eines Entwicklungslandes liegt.

Andererseits kamen i.J. 1993 auf 1.000 Menschen nur jeweils 2,4 Krankenhausbetten und nur 1,1 Ärzte - etwa ein Drittel des deutschen Durchschnitts (Zahlen oben 2.1.1.1).

Beide Zahlenvergleiche zeigen Fortschritte und Defizite des chinesischen Gesundheitswesens.

Am besten versorgt ist die städtische Bevölkerung, weil ihr nicht nur mehr Krankenhäuser und Ärzte zur Verfügung stehen, sondern weil für die staatlichen Angestellten medizinische Betreuung kostenlos ist - ein Luxus, von dem die Bauern nur träumen können!

Allein in Beijing hatten 1992 rd. 1,1 Millionen Menschen, also etwa ein Neuntel der Bevölkerung, Anspruch auf kostenlose medizinische Versorgung.

An der Basis beginnt die Betreuung, d.h. Vorsorgeuntersuchung und gesundheitsbedachte Gymnastik (Atemübungen, Schattenboxen etc.), bereits innerhalb der eigenen Danwei, also in der Nachbarschaft, im Unternehmen oder aber in einer Behörde.

Hier hat die Danwei, die bisweilen schon als "Wurzel allen Übels" verschrien ist, noch eine wahrhaft segenspendende Funktion. Angesichts der Kostenexplosion im Gesundheitswesen, in deren Gefolge auch Betriebs-, Nachbarschafts- und andere Danwei-Kassen angezapft werden, versucht jede Einheit, mögliche Krankheiten schon an der Wurzel zu bekämpfen und deshalb Vorsorgeuntersuchungs- und Präventivmaßnahmen zu treffen, die von der Akupunkturbehandlung bis hin zu einer sorgfältigen Überwachung der Kantinenkost und des betrieblichen Trinkwassers gehen.

Nächsthöhere Stufen sind die Krankenhäuser, die häufig nach Nummern durchnummeriert sind, wie z.B. das "Krankenhaus Nr.2" in Beijing, das für die Betreuung und Behandlung von rd. 140.000 Menschen aus 196 Arbeitsdanweis zuständig ist.

Ähnlich wie im hochindustrialisierten Westen leiden auch in China Staat und Danwei in den letzten Jahren unter einer Explosion der Gesundheitskosten. Hauptursachen dafür sind das steigende Lebensalter, die Preise für Medikamente, die Untersuchungen mit modernen und aus dem Ausland eingeführten medizinischen Geräten, Arzneimittelverschwendung und nicht zuletzt auch die komplizierter werdenden Krankheiten: Während in den 50er Jahren die meisten Patienten noch unter Infektionskrankheiten oder Ernährungsmängeln litten, befinden sich inzwischen Herz- und Gefäßkrankheiten sowie Tumore im Vormarsch, die einer wesentlich intensiveren und teureren Behandlung bedürfen.

Angesichts des finanziellen Engpasses haben auch in China längst Diskussionen um eine Selbstbeteiligung eingesetzt, die vor allem solche Patienten treffen soll, die bisher keinen Yuan für Arzt oder Arznei zu zahlen hatten; erfahrungsgemäß sind gerade sie besonders verschwenderisch mit Arzneien umgegangen, die ja für sie "nichts kosteten"!

Auf dem Land war während der Kulturrevolution das kollektive medizinische Versorgungs- und das Barfußärzte-System eingeführt worden - eine der wenigen Ruhmesblätter der damaligen Zeit! Gegen 1 Yuan Jahresbeitrag konnten die Bauern damals die medizinischen Dienste der dörflichen Dienstleistungsstation unbegrenzt in Anspruch nehmen. In aller Regel war der medizinische Versorgungsdienst auf den Dörfern dreistufig aufgebaut: Auf der untersten Ebene, d.h. in der Produktionsmannschaft, war die dorfeigene Servicestelle angesiedelt, die zumeist mit "Barfußärzten" besetzt war und die als Anlaufstelle sowohl für Voruntersuchungen als auch für therapeutische Bagatellfälle, angefangen von Mandelentzündungen und Hämorrhoiden bis hin zu Verdauungsbeschwerden oder dem Ziehen eines toten Zahns zuständig war. Zweite Stufe war das Krankenhaus der Volkskom-

mune, in dem bereits kleinere Operationen durchgeführt wurden - angefangen von Blinddarm- und Darmverschlingungseingriffen bis hin zum Kaiserschnitt. Hier waren bereits höherqualifizierte und an Fachschulen ausgebildete Ärzte tätig.

Dritte Stufe des Systems schließlich war das Kreiskrankenhaus, das sich mit schweren Fällen sowie komplizierteren Operationen zu befassen hatte.

Nach Abschaffung des Volkskommunesystems ging die Servicestelle auf das Dorf und das Krankenhaus auf eine Samtgemeinde über, während es im Kreiskrankenhaus beim alten blieb.

Die Hauptlast ruhte angesichts der bescheidenen Krankenhausausrüstung und angesichts zahlreicher Infrastrukturengpässe weitgehend bei der Servicestelle, die denn auch eine Art "Mädchen für alle Hygienefragen" war, sei es, daß sie die Bevölkerung über die Bekämpfung von Fliegen, Flöhen, Moskitos und Ratten aufklärte, sei es, daß sie Ratschläge für die Entsorgung von Abfällen oder für die Trennung von Toiletten und Waschstellen erteilte, sei es, daß sie nicht zuletzt für sauberes Wasser sorgte. Eine der Hauptkrankheiten in den frühen Jahren war die Bilharziose, die durch winzige Lungenwürmer übertragen wird, darüber hinaus aber auch die Malaria und die Diphtherie. Aufgabe der Barfußärzte war es nun, die Bewohner über die Ursachen dieser Infektionen aufzuklären und Gegenmaßnahmen einzuleiten. Die Eier der Bilharzioseerreger benutzen beispielsweise menschliche und tierische Ausscheidungen als Brutstätte, wachsen im Wasser zu Larven heran und gehen, wenn sie nicht rechtzeitig bekämpft werden, über organischen Dung wieder in die Nahrungskette ein. Entkeimt werden kann der Dünger - und dies muß man den Bauern immer wieder beibringen - dadurch, daß man ihn gären und damit die Wurmeier absterben läßt, bevor man ihn wieder auf die Felder ausbringt.

Gerade der auf den Dörfern verbreitete Drahtfunk wurde für viele Barfußärzte zum Hauptinstrument zur Verbreitung solcher hygienischer Grundkenntnisse.

Einschlägige Vorschriften dieser Art finden sich in einer "Satzung" (zhangzheng) über die "Dörfliche genossenschaftliche Medizin" (nongcun hezuo yiliao) [90] vom 15.2.1979.⁴⁴ In § 3 heißt es, daß die auf der Basis von Produktionsbrigaden zu errichtenden Medizinalstationen folgende Aufgaben haben: Propagierung von Gesundheitsfragen und Mobilisierung zur "zweifachen Kontrolle und fünffachen Änderung" (liang guan wu gai) [91]; der Katalog geht auf die bereits in den 50er Jahren begonnene "Patriotische Gesundheitsbewegung" (aiguo weisheng yundong) [92] zurück und betrifft Trinkwasser sowie Jauche ("zwei Kontrollen") und Brunnen, Latrinen, Ställe, Öfen und Umwelt ("fünf Änderungen"). Weitere Aufgaben sind Impfung, Heilung, Beratung, Unterweisung der Frauen in den "vier Perioden" (si qi) [93], nämlich Menstruation, Schwangerschaft, Geburt und Stillperiode, ferner Schulung der Bauern im Umgang mit Chemikalien, Pharmazeutika und Giften sowie Belehrung in der "dreifachen Abwehr" (san fang) [94] gegen ABC-Waffen - auch ein militärischer Aspekt spielte hier also noch mit in den medizinischen Bereich herein!

In Abschnitt 5 der "Satzung" sind Stellung und Aufgabe der "Barfußärzte" (chijiao yisheng) sowie der "Sanitäter" (weishengyuan) und der "Hebammen" (jieshengyuan) [95] geregelt. Die Barfußärzte waren Teil des medizinischen Hilfspersonals, das in Schnellkursen, vor allem in traditioneller chinesischer Medizin, ausgebildet und mit einer Urkunde bestallt wurde. Die Formel lautete: "500 Personen = 1 Barfußarzt". Barfußärzte sollten eine Doppelfunktion ausüben, nämlich einerseits medizinisch tätig sein, andererseits aber auch in den bäuerlichen Betrieben mitarbeiten.

Im Zuge der Entkollektivierung, die zu Beginn der 80er Jahre mit der Einführung der "vertraglichen Verantwortungssysteme auf Haushaltsbasis" einherging, verloren viele genossenschaftliche Medizinalversorgungssysteme ihre Grundlage. An manchen Orten wurden sie durch Privatärzte ersetzt. Damit freilich wurde auch die ärztliche Behandlung wieder teurer und ließ böse Erinnerungen an eine Zeit aufkommen, in der "ein Gang zum Arzt ein Schwein kostete".

Zumeist allerdings erfolgte der Austritt hier nicht aufgrund von Zwang, sondern freiwillig, indem viele Bauern, die sich die bisherige Jahresgebühr sparen wollten, ihren Vertrag mit der Medizingenossenschaft einfach aufkündigten. Damals begannen die Barfußärzte auch ihren - kulturrevolutionär vorbelasteten - Namen zu wechseln und nannten sich von jetzt an "Dorfärzte".

Wie erfolgreich das "Grundversorgungssystem" auf dem Lande - ungeachtet aller Mängel - war, bewies allein die Tatsache, daß China schon in den 70er Jahren dem "Seuchengott Lebewohl sagen" konnte, insofern nämlich Pocken, Cholera und Typhus ganz, Malaria, Lepra und Schneckenfieber aber wenigstens teilweise ausgerottet waren. Hier hatte die maoistische Strategie - zu ihrer Ehre sei das gesagt - einen überwältigenden Erfolg errungen!

Im Laufe der Reformen rückten vor allem drei Maßnahmen der Gesundheitspolitik in den Vordergrund, nämlich Privatkliniken, vermehrte ambulante (statt stationärer) Behandlung und differenziertere Aufklärung der Bevölkerung über Krankheitsursachen und Bekämpfungstherapien, wobei so einfache Ratschläge wie Wasserabkochen, Zähneputzen, Händewaschen, Stäbchenreinigung oder Abtrennung der Toiletten vom übrigen Hygienebereich bereits Wunder wirkten.

Chinesische Medizin war in der Vergangenheit selten ambulant gewesen. Erst die "Barfußärzte" hatten hier eine Revolution mit sich gebracht. Heutzutage bewährt sich in der ambulanten Versorgung vor allem das Rote Kreuz ("hong shizi" hui) [96]. Es unterhält in den städtischen Bezirken Sanitätsstellen, in denen einfache Beschwerden behandelt werden und von denen aus die Rot-Kreuz-Mitarbeiter zu Krankenvisiten ausschwärmen. Nicht wenige Rot-Kreuz-Mitarbeiter sind Rentner mit medizinischen Vorkenntnissen, deren Engagement und persönliche Kontakte dazu beitragen, daß die Verbindungen zwischen Sanitätsstelle einerseits sowie den Alten, Kranken und Gehbehinderten des Bezirks andererseits keine "Entfremdung" erfahren. Die Rot-Kreuz-Stationen führen auch Impfungen gegen Masern, Typhus und Gehirnhautentzündung durch, geben Ratschläge für

die häusliche Hygiene, propagieren die Familienplanung und stehen werdenden Müttern mit Rat und Tat bei. Anfang der 90er Jahre zählte das Rote Kreuz 420.000 Mitglieder, die in 3.728 Basisorganisationen ihren ehrenamtlichen Dienst verrichteten.⁴⁵ Die Organisation gibt auch eine eigene Monatszeitschrift ("Chinas Rotes Kreuz") heraus.

Mit der Teilprivatisierung des Medizinwesens tauchten zahlreiche regelungsbedürftige Probleme auf, z.B. im Bereich der Arzneimittelschreibung⁴⁶ oder aber der ärztlichen Kunstfehler (yiliao shigu) [97], die im Gesetz vom 29.6.1987 in drei Kategorien (Todesfolge, schwere Behinderungen, leichtere Behinderungen) eingeteilt und mit Sanktionsfolgen ausgestattet wurden.⁴⁷

Am 14. Januar 1988 traten die ersten chinesischen Anti-Aids-Bestimmungen in Kraft, die u.a. auch Bestimmungen für private Ärzte brachten.⁴⁸

2.2.5.2

"TCM" und Volksmedizin: Diagnose, Therapie und "Heilkräuter"

Medizinisch ist China nicht irgendein x-beliebiges Entwicklungsland, sondern ein Orbis mit Traditionen, die bis weit in die vorchristliche Zeit zurückreichen und die bis auf den heutigen Tag ebensoviel Staunen und Bewunderung wie Mißtrauen und Abscheu auslösen, wobei die positiven Aspekte aber immer stärker die Oberhand gewinnen.

Von der westlichen Schulmedizin unterscheidet sich die "TCM" (Traditionelle chinesische Medizin) vor allem in vier Hauptaspekten, nämlich im theoretisch-philosophischen Koordinatensystem, in den Diagnosemethoden, in der Therapie und nicht zuletzt auch bei den Heilmitteln.

- Grundgedanken: A und O aller chinesischen Medizin war von jeher das Gleichgewicht, das im "yin yang" (hell/dunkel, männlich/weiblich) seine klassische Wortbildung fand und das typisch ist für die dem chinesischen Denken zugrunde liegende Dialektik, die Vereinzelungen und einseitige Verabsolutierungen verabscheut und statt dessen stets auf eine Mitte zwischen zwei möglichen Extremen tendiert, weshalb ja beispielsweise auch der Begriff des "Widerspruchs" (maodun) [98] mit den zwei bildlichen Begriffen "Speer" und "Schild" wiedergegeben wird. Schon im ältesten Lehrbuch der chinesischen Medizin, dem *Huangdi neijing* [99], d.h. dem "Kaiserlichen Buch vom Inneren", ist Krankheit ja nichts anderes als Gleichgewichtsstörung und Heilung einer Krankheit ergo nichts anderes als die Korrektur psychosomatischer Ungleichgewichte. Zwei fundamentale Unterschiede der westlichen Schulmedizin fallen hier auf der Stelle ins Auge: Die Analyse erfolgt nämlich nicht teil-, sondern gesamtbezogen, und die Heilung geschieht nicht mit äußeren, sondern mit inneren, d.h. möglichst körpereigenen Mitteln:

- Diagnosemethoden: Was den ersteren Punkt angeht, so orientiert sich die chinesische Medizin nicht an Muskeln, Blut oder Nervenbahnen, sondern konzentriert sich ausschließlich auf Energiebahnen ("Meridiane"), die als solche zwar nicht identifizierbar sind, jedoch punktförmig bis zur Hautoberfläche reichen und sich dort erfahrungsgemäß durch Nadelstiche, Moxen oder Massagen ("Akupressur") beeinflussen lassen.

Heilung ist nur möglich, wenn Gleichgewichtsstörungen ausgeschaltet werden und dadurch nicht nur die psychosomatische, sondern auch die psychosoziale Gesamtkonstitution wieder ins Gleichgewicht zurückschwingt. Die chinesische Medizin kann sich also nicht auf das bloße Nadelstechen oder das Moxabrennen an den einschlägigen Meridianpunkten beschränken, sondern hat darüber hinaus Ratschläge für die richtige Ernährung und die Wiederversöhnung des Patienten mit seiner menschlichen und natürlichen Umwelt zu erteilen. Sie "fahndet" also keineswegs kausal-analytisch nach einer einzigen Leidensursache, sondern versucht, einem ganzen Netzwerk von Störungsursachen innerer und äußerer Art auf die Spur zu kommen und dieser *Komplexität* mit situativ angepaßter Therapie gerecht zu werden.

Bei einer solchen Vorgehensweise wird wenig gemessen, gewogen oder geröntgt, sondern statt dessen nach Symmetriestörungen im Gesamtsystem gesucht. Hierbei ergibt sich das Bedürfnis nach einem Koordinatensystem, in das die Beobachtungsdaten eingeordnet werden können. Gleichgewichtsstörungen im Energiehaushalt können beispielsweise durch fünf Klimazustände (Frühling: Wind, Sommer: Hitze, Spätsommer: Feuchtigkeit, Herbst: Trockenheit, Winter: Kälte), ferner durch fünf Nahrungseinflüsse und fünf psychische Störeinflüsse ("Wut schwächt Leber", "Angst schwächt Nieren" etc.) verursacht werden. Diese Zusammenhänge gilt es bei der Diagnose zu ermitteln. Die Mediziner prüfen deshalb nicht nur die Pulsfrequenz, sondern auch die Gesichts- und Hautfarbe, den Zungenbelag, Stimme und Geruch, den Ernährungszustand, achten auf Atem- und Hustengeräusche, führen Augendiagnosen durch und erkundigen sich nicht zuletzt auch nach den sozialen Aspekten der Krankheitsgeschichte.

- Auch die *Therapie* ist gesamtheitlich ausgerichtet und umfaßt sowohl innere als auch äußere Maßnahmen gegen homöostatische Störungen: Für die innere Heilung steht eine Fülle erprobter Arzneimittel "aus der Apotheke Gottes und aus der Weisheit des chinesischen Volkes" zur Verfügung, für die äußere haben sich vor allem energetische "Induktionen" bewährt, sei es nun das Nadelstechen (zhenjiu) [100], vor allem die Ohrakupunktur, das Moxabrennen (vom japanischen "mogusa" [101], einer Therapie, bei der Akupunkturpunkte nicht genadelt, sondern erwärmt werden) oder aber ein breites Instrumentarium von Inhalationen, des weiteren diätetische Maßnahmen, Heilmassagen, Schattenboxen (taijiquan) und Qigong (liaofa) [102], d.h. autogenes Training.

Gegen Ende der Kaiserzeit, als China in einen Zustand nationaler Demütigung verfiel, drohten diese medizinischen Traditionen in Vergessenheit zu geraten. Erst im Verlauf der Volksrepublik, deren Keime ja nicht in den Städten, sondern auf den Dörfern entstanden waren, wurde die "Schatzkammer" der Traditionsmedizin wieder aus der Versenkung gehoben und ist mit ihren Hauptkenntnissen mittlerweile in die internationale Praxis eingegangen, und zwar unter dem Kürzel "TCM" (Traditionelle chinesische Medizin).

Besonders bewährt hat sich die TCM bei der Heilung von Nierenleiden, bei Hämorrhoiden, Augenerkrankungen, Knochenbrüchen u.dgl.

Auftrieb hat die TCM in der Zwischenzeit durch den Einsatz von Computern und elektronischen Diagnosegeräten erfahren. Tradition und moderne Medizintechnik ziehen sich also gegenseitig an und sind weit davon entfernt, aufeinander abstoßend zu wirken. Auf gewisse medizinische Instrumente, vor allem Impulsgeräte, hat die TCM geradezu kreativen Einfluß ausgeübt.

Dasselbe läßt sich auch vom Einfluß der TCM auf die Sozialmedizin behaupten. Die TCM war ja, wie erwähnt, immer schon von der Prämisse bestimmt, daß Ursachen und Verlauf von Krankheiten nicht nur durch natürliche, sondern auch durch soziale Faktoren beeinflußt werden. Das erwähnte *Buch der Inneren Medizin* ging bereits davon aus, daß Erkrankungen durch sieben Gefühle, nämlich Freude, Ärger, Sorgen, Sehnsucht, Trauer, Angst und Erschrecken, ausgelöst werden. Auch Lebens-, Ernährungs- und Wohnbedingungen können sich in Krankheiten niederschlagen - ein höchst "moderner" Gedanke!

Die TCM könnte bei der Entstehung eines neuen Medizinmodells, d.h. beim Übergang von der biologischen zur "biopsychischen Sozialmedizin" auch weltweit eine wachsende Rolle spielen.

Auf alle Fälle aber hat die chinesische Öffentlichkeit, vor allem die ländliche Bevölkerung, längst das alte Vertrauen zur TCM zurückgewonnen, wenn es denn je verlorengegangen sein sollte. In den Städten geht die Medizin zumeist "auf zwei Beinen" und arbeitet sowohl mit westlichen als auch mit chinesischen Diagnose- und Therapiemethoden. Immer häufiger auch trifft der Verbraucher Apotheken an, in deren einer Hälfte chinesische und in deren anderer "westliche Medizin" angeboten wird.

- Ein vierter Unterschied zur westlichen Schulmedizin zeigt sich nicht zuletzt bei den *Pharmaka*, die zum ersten Mal im *Shennong bencao jing* [103], der "Arzneikunde des 'göttlichen Bauern'" literarisch beschrieben wurden, dem ältesten pharmazeutischen Werk Chinas aus dem 1. vorchr.Jh. Mit dem "göttlichen Bauern" ist Yandi gemeint, eine Art Bauerngott, der zugleich auch als Patron der Heilkräuter verehrt wurde. (Vgl. dazu Teil 1 dieser Serie in C.a., Oktober 1993, S.1023.)

Nachdem traditionelle Heilkräuter ein halbes Jahrhundert lang vor allem in den Städten Ladenhüter gewesen waren, sind sie inzwischen wieder zu einem Renner geworden, und zwar nicht nur in China, sondern auch im Ausland. Hand in Hand mit dieser Entwicklung kam es zu zahlreichen Mißbräuchen - und Piratenfabrikaten, bis schließlich im Oktober 1992 der Gesetzgeber einschritt, strenge Bestimmungen zum Schutz traditioneller chinesischer Medikamente erließ und u.a. auch eine strenge Genehmigungspflicht festlegte.⁴⁹

Schutzbestimmungen waren nötig geworden, da sich traditionelle Medizin, wie gesagt, mittlerweile in eine Goldgrube verwandelt hatte. Im Angebot standen jetzt nicht mehr nur der altbekannte "Tigerbalsam", sondern auch "Kräuterschürzen", "Kräutergürtel" für Männer und Frauen sowie Kräuterkopfkissen, "Gesundheitsgetränke" wie z.B. der in Shenyang produzierte "Yan Sheng", dessen Saft z.T. aus männlichen Seidenspinnen gewonnen wird, oder aber die "Shengda-Schildkrötensenz", die nicht nur der Lebensverlängerung dient, sondern die, wie es in

der Eigenreklame des Herstellers heißt, auch von den Spitzensportlern der Volksrepublik eingenommen wird. "Kräuter"-Gürtel und -schürzen bestehen aus mehreren Dutzend ausgewählten natürlichen Heilkräutern, die, je nach Anwendung, an den jeweiligen Akupunkturpunkten appliziert werden.

Da bei vielen Pharmazeutika dieser Art nach wie vor auch Quacksalberei und Mystizismus mit ins Spiel kommen, müssen sich vor allem Exporteure seit 1989 behördlichen Lizenzen unterwerfen. Besonders streng werden solche Genehmigungen beim Export von Hirschgeweihsporen, chinesischer Engelwurz und Ginseng gehandhabt, weil es hier nicht nur um Echtheit der Produkte, sondern auch um konkretesten Tier- und Pflanzenschutz geht.

Um darüber hinaus auch noch die einheimische Industrie zu schützen, werden Lizenzen für bewährte traditionelle Pharmazeutika nicht mehr an ausländische Interessenten vergeben.

Zum Gesundheitsbewußtsein gehört aber auch das Wissen um traditionelle Diätverfahren. Einer der Klassiker der chinesischen Diätetik, Li Shizhen (518-1593), erläuterte in seinem Werk "Abriß der Arzneikunde" die medizinische Wirkung von 100 Nahrungsmitteln - z.B. "Duftpilz regt den Appetit an, löst den Schleim und reguliert den Strom der vitalen Kräfte", "Qualle senkt die innere Hitze", "Sjabohnen stärken die Milz", "Der Saft der gelben Taglilie senkt Fieber und beseitigt Gift" oder "Sellerie stimuliert den Blutkreislauf".

In den 80er und 90er Jahren ist der Rückgriff auf alte Rezepte dieser Art so gewinnbringend geworden, daß fast eine Explosion von Angeboten stattgefunden hat.

2.2.5.3

Schwierigkeiten bei Problemfällen

Während die chinesische Medizin durchaus beachtliche Erfolge aufzuweisen hat, wenn es um Vorbeugung oder um den Kampf gegen ansteckende Krankheiten geht, werden Schwächen überall dort sichtbar, wo "schwierige" und vor allem teure Fälle auftreten, seien es nun komplizierte Operationen oder aber Behandlungen von Geisteskrankheiten. Was gar die Psychiatrie angeht, so neigen die wenigen chinesischen Psychologen, die es gibt, dazu, die Theorien Sigmund Freuds abzulehnen, die auf das Individuum und seine ins Unterbewußtsein abgedrängten Emotionen und Konflikte abstellen. Wo, wie in der chinesischen Tradition - und nun gar in den "Mao-Zedong-Ideen" - das Individuum entweder gar nicht oder nur negativ "vorbelastet" hervortritt, kann für individuelle Analysen und Therapien kein Platz sein!

Tendenziell neigt eine solche "Psychiatrie" dazu, Neurosen als bloßes Nervenleiden zu deuten und sie entsprechend mit Beruhigungsmitteln und antipsychotischen Drogen zu behandeln. Ein westlicher Psychologe⁵⁰ erhielt beim Besuch einer Psychiatrischen Anstalt die Auskunft: "If well or ill, it's all group-oriented. It's a reflection of society." Psychisch kranke Personen bekämen einen Arzt höchstens 10-15 Minuten zu Gesicht und erhielten dann bereits ihre Medikation: "That's the way it works".

Eine der wenigen auf psychische Leiden spezialisierten Anstalten im Lande ist die Shanghaier Psychiatrie - ein 1000-Betten-Krankenhaus in der Südwestvorstadt Longhua. Die Ärzte dieser Anstalt wissen zu berichten, daß in den Jahren des Maoismus Geisteskrankheiten tabuisiert waren: Es konnte sie nicht geben, weil es sie in einer "sozialistischen" - und damit höherstehenden - Gesellschaft nicht geben durfte!

Nach Shanghaier Erhebungen leiden rd. 7 von 1.000 Shanghaiern an "Geisteskrankheiten", also einem Leiden, das so verschiedene Indikationen wie Schizophrenie, angeborene Hirnschäden oder Epilepsie umfaßt - meistens Schizophrenie!⁵¹ Wie auch die übrige Medizin in China, tendiert die Psychiatrie in zwei Richtungen, nämlich einerseits zur "Soziopsychiatrie", die von Fachleuten betrieben wird, und andererseits in Richtung "Barfußpsychiatrie", die vor allem in die Hände von Laien - meist Danwei-Mitgliedern - gelegt wird, wobei die Anweisung besteht, Patienten soweit wie möglich am allgemeinen Leben weiter teilhaben zu lassen und sie im übrigen einer Dreifachtherapie zu unterziehen - Arbeit, Heilmittelbehandlung und kommunikative Einbeziehung -, angefangen von Schach, Gymnastik und Tischtennis bis hin zu gemeinsamem Musizieren.

In ähnliche Richtung verläuft auch der Umgang mit Körperbehinderten, Blinden, Tauben und Stummen: Die Gesellschaft sucht sie soweit wie möglich zu integrieren, wobei sich wiederum die Danweis als besonders geeignete "Heimstätten" erweisen. Daneben sind auch besondere Stiftungen entstanden, die beispielsweise Blindenzeitschriften herausgeben und dafür sorgen, daß Körperbehinderte eine für sie geeignete Arbeit finden können. Statistisch gab es in China Mitte der 80er Jahre etwa 20 Millionen Blinde, Taube und Stumme - die Dunkelziffer dürfte noch weitaus höher gelegen haben.⁵²

2.2.5.4

Vorliebe für "Sozialmedizin"

Die TCM hat sich seit jeher von der Prämisse leiten lassen, daß Ursache und Verlauf von Krankheiten nicht nur physisch, sondern auch psychisch - und sozial - mitbestimmt werden.

Kein Wunder, daß auch im modernen Reich der Mitte Politik und Medizin sich viel näher stehen als dies in Europa der Fall ist, daß also beispielsweise die politische Führung viel stärker den Zeigefinger hebt und immer in Versuchung ist, "Hygienekampagnen" vom Zaun zu brechen, ob es nun gegen "Laster" wie das Spucken und Rauchen oder um den Kampf gegen Ratten und Mäuse geht.

2.2.5.4.1

"Drei Übel": Spucken, Rauchen, Essen aus dem gemeinsamen Napf

Mitte der 80er Jahre suchte die Regierung im Interesse der "Öffentlichen Hygiene" gegen drei alte Übel vorzugehen, nämlich gegen das Spucken, das Rauchen und das Essen aus dem gemeinsamen Napf.

- Seit dem 20. Mai 1985 mußte jeder, der beim Spucken in der Öffentlichkeit angetroffen wurde, saubermachen und eine Geldbuße von 50 Fen bezahlen. Diese Neuregelung sollte einer "unzivilisierten, unhygienischen und un-

sittlichen Gewohnheit, die das Ansehen und den Ruf Chinas erheblich schädigten", ein Ende bereiten. Der Anblick von um sich spuckenden Passanten komme vor allem Ausländern längst befremdlich vor. Außerdem trage dieses "tief verwurzelte Übel" zu einer Verbreitung der Bronchitis und anderer Krankheiten bei. Die "Vier-Zeichen-Kombination" "wu sui tu tan" [104] ("Nicht wahllos auf dem Boden herumspucken") ist in China auf Schritt und Tritt anzutreffen - doch niemand hat sie bisher beachtet. Selbst Spitzenpolitiker der älteren Generation kommen selten ohne Spucknapf aus.

Im Vorfeld der XI.Asienspiele, die für Mitte September 1990 geplant waren, beschloß der Beijinger Volkskongreß erneut, mit empfindlichen Strafen für eine "saubere und hygienische Umwelt" zu sorgen. Ende Juli wurden die Strafen für "Spucken und Beschmutzen öffentlicher Anlagen" von bisher 0,50 Yuan auf 5 Yuan erhöht. Vom 20.August 1990 ab patrouillierten dann 76.000 "Hygiene-Inspektoren" auf den Straßen der Hauptstadt, um jede Spuckerei und jedes Verschmutzen gleichsam im Keime zu ersticken.⁵³

Viele Beijinger können unter diesen Umständen von Glück reden, daß die chinesische Hauptstadt den Zuschlag für die Olympischen Spiele i.J. 2000 nicht erhalten hat.

- Auch Tabakkonsum hat schlechte Karten in China. Zwar wäre es übertrieben, die Chinesen als ein Volk von Kettenrauchern zu bezeichnen, doch nehmen sie beim Rauchen weltweit ganz sicher einen der vorderen Plätze ein.

Rund 35% der Bevölkerung - 298 Millionen - gehören zu den Rauchern, wobei 21-30jährige Männer am meisten zur Zigarette greifen.⁵⁴ Nur die Zahl der rauchenden Frauen ist einstweilen noch quantitativ négligeable.

Parteigremien und Medien schlagen gegenüber dem Zigarettenkonsum durchwegs kritische Töne an, finden damit allerdings aus zumindest drei Gründen kein rechtes Gehör: Einerseits nämlich gehen die Spitzenführer der Partei mit schlechtem Beispiel voran - sowohl Mao Zedong als auch Deng Xiaoping waren und sind jeder-mann als Kettenraucher bekannt.

Zweitens ist der Tabakanbau ein Wirtschaftsfaktor, von dem sowohl die Bauern als auch die Industrie, nicht zuletzt aber der Fiskus (mit jährlichen Einnahmen von rd. 20 Mrd. Yuan) profitieren.

Kein Wunder, daß der Kampf gegen den Tabakanbau und den Zigarettenkonsum letztlich ein Gefecht gegen Windmühlen ist. Sogar ein Beschluß des Staatsrats aus dem Jahr 1990, die Anbaufläche für Tabak auf 19 Mio.mu zu beschränken, ist längst überholt, da sich die einschlägigen Anbauflächen von 5,95 Mio.mu i.J. 1980 auf über 22 Mio. (= 1,47 Mio.ha) i.J. 1992 ausgedehnt haben. Im gleichen Zeitraum ist das Anlagevermögen der Zigarettenindustrie von 1 Mrd. auf 11,5 Mrd. Yuan gestiegen. Zumindest von der Quantität her ist China mit 2,93 Mio.t Tabak (Ernte 1989) auf 38,6% der Weltproduktion gekommen. Auch die Ausgaben der Raucher haben seit 1980 um das 4,3fache zugenommen.

Unter den Mittelschülern in einigen Regionen Chinas greife heutzutage bereits jeder dritte zur Zigarette, heißt es in einem Bericht.⁵⁵

Drittens beginnt es dem chinesischen Durchschnittsraucher erst nach und nach zu dämmern, daß das Rauchen mit gesundheitlichen Schäden verbunden ist. Immer häufiger weisen chinesische Ärzte darauf hin, daß der meist auf Tabakkonsum zurückführbare Lungenkrebs unter allen fünf Haupttumorarten inzwischen in Beijing auf Platz Nr.1, in Shanghai aber auf Platz Nr.2 der Todesursachen gerückt sei. In der gesamt-nationalen Statistik rangiere er nach dem Magen-, Speiseröhren- und Leberkrebs auf Platz Nr.4.

Abgesehen von den gesundheitlichen Schäden verursacht das Rauchen aber auch der chinesischen Volkswirtschaft unter dem Strich fiskalische Verluste: Den 20 Mrd. Yuan Steuereinnahmen stünden nämlich 27 Mrd. Yuan an Schäden gegenüber, die durch Dünger- und Pflanzenschutz-einsatz, durch Energieaufwand und durch Verdrängung anderer Feldfrüchte verursacht würden, heißt es.⁵⁶

Rechne man die bisherigen Gefahren für Aktiv- und Passivraucher hoch, so müsse man im Zeitraum 2000 bis 2030 mit einem Anstieg an Rauchertoten auf 3,17 Millionen pro Jahr rechnen.

Um dies zu verhindern, gelte es, schleunigst zu handeln: Erstens sei die Tabakanbaufläche in der Weise zu verringern, daß China bis zum Jahre 2050 gänzlich "raucherfrei" ist. Zweitens sei der Raucher für die Gefahren seines Verhaltens zu sensibilisieren. Erste Schritte seien hier bereits getan: So gelten beispielsweise seit Januar 1993 Rauchverbote in den Wartesälen von Bahn- und Flughäfen).

Außerdem wurden Anti-Raucher-Vereinigungen sowie Selbsthilfegruppen für Nikotinsüchtige gegründet und Verhaltensempfehlungen erteilt: Es sei eine schlechte Umgangsform, seinem Gegenüber Zigaretten (oder Alkohol) anzubieten, heißt es beispielsweise.

Drittens aber solle jede Mißachtung von Anbau- und Produktionslimit künftig finanziell und administrativ geahndet werden.⁵⁷

- Noch aussichtsloser als der Kampf gegen das Spucken und Rauchen war wohl die 1985 zum ersten Mal in die Öffentlichkeit getragene Forderung, daß die Chinesen ihre EBhappen in Zukunft nicht mehr von der gemeinsamen Schüsseln holen, sondern daß sie statt dessen, wie die Europäer, sich eigener Teller bedienen und außerdem nicht mit Stäbchen, sondern mit Messer und Gabel hantieren sollten: Stäbchen seien Bakterienträger allererster Ordnung und vor allem für die Weiterverbreitung der Hepatitis, des Typhus und der Spinalen Kinderlähmung verantwortlich. Auch gemeinsame Eßnapfe seien Bakterienherde für ganze Familien, ja Betriebsbeleg-schaften.⁵⁸

Ferner möge man sich davor hüten, sich zu "überfressen" (chi de tai duo) [105]. Vor allem nach dem Frühlingsfest komme es häufig tagelang zu Verdauungsschwierigkeiten und Magenverstimmungen.

Niemand nahm solche Aufforderung, die sehr bald als Marotte des damaligen KPCh-Vorsitzenden Hu Yaobang diagnostiziert wurde, wirklich ernst - ein Zeichen für das verbale Eigenleben vieler Aufrufe.

2.2.5.4.2

Augenleiden

Beinahe ein Volksleiden sind Kurzsichtigkeit und Augenkrankungen.

Rd. 210 Millionen Menschen der Volksrepublik tragen eine Brille - etwa ein Drittel davon Stadtbewohner, und hier wiederum hauptsächlich ältere Personen sowie Mittel- und Grundschüler. Rd. 60% aller Absolventen der Oberen Mittelschulen sind kurzsichtig - in den Grund- und Unteren Mittelschulen rd. 20 bis 40%.⁵⁹ Noch 1987 deckte die heimische Brillenproduktion lediglich 80% des Bedarfs - und obendrein entsprachen die verfügbaren Modelle nicht gerade den Schönheitsvorstellungen der Käufer. Nachdem sich allerdings herausgestellt hatte, daß die Träger durchaus bereit waren, mehr Geld für eine Brille auszugeben, die ihrem Beruf, ihrem Alter, ihrer Gesichtsform und ihrem Teint entsprach, begann die Produktion auf Hochtouren zu laufen und hatte zu Beginn der 90er Jahre längst die Nachfrage eingeholt.

Auch akute Bindehautentzündungen gehören vor allem in den heißen Spätsommer- und in den trockenen chinesischen Herbsttagen mit zum Alltagsleiden der chinesischen Städte. Besonders schlimm waren die Epidemien 1971 und im August 1988, als allein in Beijing Hunderttausende von Menschen an Bindehautentzündung erkrankten. Die Gesundheitsbehörden zeigten sich hilflos und beschränkten sich auf Aktionismus, indem sie die öffentlichen Schwimmbäder schlossen und allgemeine Hygienekampagnen durchführten, die allerdings eher im Nebel herumstocherten, da niemand die genauen Ursachen der Augenerkrankung kannte. Betrüblerweise waren gleichzeitig alle Augentropfen ausverkauft. Nur einige "Spekulanten" hatten noch Vorräte und konnten nun Kasse machen.

2.2.5.4.3

Hygienekampagnen gegen Ratten und Mäuse

Zur städtischen Hygiene gehört auch das Vorgehen gegen Ratten und Mäuse. Kampagnen zur "Ausrottung der vier Plagen" (chu sihai) [106] (Mäuse, Spatzen, Fliegen und Moskitos) hatte es auf dem Lande bereits in den 50er Jahren gegeben.

In den Städten setzten solche Bekämpfungsaktionen zwar erst später ein, doch dauern sie bis heute fort. Anlässe dafür gibt es in Fülle: So wurde etwa der U-Bahn-Betrieb in Beijing durch Rudel von Ratten immer wieder zum Stillstand gebracht. In Shanghai führte 1986 ein durch Ratten verursachter Kurzschluß zu einem Verlust von 1,7 Mio. Yuan.

Als besonders erfolgreich wurde die in allen Städten des Landes durchgeführte Kampagne von 1986 bezeichnet, die z.B. in der Hauptstadt unter dem Motto "Vernichtet Ratten und Mäuse zum Wohle des Volkes" lief: In den Geschäftshäusern, Schulen, Fabriken und Betrieben sowie Restaurants wurden Skizzen für unterschiedliche Methoden der Bekämpfung ausgehängt. Außerdem wurde an den Ecken sämtlicher Häuser (einschließlich der Luft-

schutzbunker und Kanalisationsanlagen) Rattengift ausgelegt - insgesamt 1.100 t, verteilt auf eine Gesamtlänge von 1.800 km.

Am Vorabend der Kampagne waren Schätzdaten bekanntgegeben worden, demzufolge es in der Volksrepublik etwa 3 Mrd. Ratten und Mäuse gebe, die jedes Jahr rd. 15 Mio.t Getreide fräßen und bis zu 30 Krankheiten verbreiteten, darunter vor allem Epidemien, die hohes Fieber, Blutungen und Harnstauungen nach sich zögen.

Um Menschenleben nicht zu gefährden, dürfen seitdem nur drei Standardgifte gegen Ratten und Mäuse ausgelegt werden - in den Kindergärten und -krippen sogar nur nachts. Außerdem müssen überall in den Städten Vorräte mit Vitamin K1 bereitstehen, die bei Rattengift-Kontamination sofort eingesetzt werden können.

Ganz im Gegensatz zu den seit der Kulturrevolution verhassten politischen Kampagnen läßt sich die Bevölkerung für Hygienekampagnen dieses Zuschnitts, die unter der Parole "Weniger Mäuse und Ratten, mehr Gesundheit" laufen, gerne einspannen.⁶⁰

2.2.5.5

Ziele der Gesundheitspolitik bis zum Jahr 2000

Die Ziele der chinesischen Gesundheitspolitik bis zum Jahr 2000 lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: (1) Schaffung eines möglichst kompletten Gesundheitsnetzes aus Dorfkliniken und Krankenhäusern sowie Hygienestationen; (2) sauberes Trinkwasser und hygienische Entsorgung bei gleichzeitig weiterer Eindämmung von Infektionskrankheiten; (3) "Vorbeugung vor Heilung"; (4) eugenische Beratung bei der Eheschließung, während der Schwangerschaft und bei der frühkindlichen Erziehung ("Eugenik" (yousheng) [107] ist ein Lieblingswort der Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik!); (5) Ausbau der Altenpflege und der Rehabilitationsmedizin; (6) Erziehung der Bevölkerung zu verstärktem Gesundheitsbewußtsein. Hierzu gehört nicht nur das ABC der Hygiene, sondern auch die bewußte Harmonisierung der äußeren Natur mit den Funktionen der inneren Organe, d.h. zunächst einmal "Gesundheitspflege durch Verbesserung des Seelenlebens", da viele Krankheiten ihre Ursachen ja in den erwähnten sieben Emotionen haben, darüber hinaus aber auch die Gesundheitspflege durch Bewegung, vor allem durch die bereits im 3.Jh. entwickelte "Fünf Tiere-Gymnastik", in deren Verlauf die Bewegungen des Affen, des Hirsches, des Tigers, des Bären und des Kranichs nachgeahmt werden, die, wie die Lehre besagt, die Vitalität des Organismus stärken, die Atemströme regulieren, den Blutkreislauf stimulieren und die inneren Organe beleben - hierzu gehören u.a. das "Schattenboxen" (taiji) und das Qigong.

Während Körpertraining im Westen eher der Optimierung äußerer Funktionen dient ("citius, altius, fortius"), interessiert sich die TCM hauptsächlich für die Stärkung der inneren Organe, der Nerven, der Gelenke, der Bänder, der Blutgefäße und nicht zuletzt auch des inneren Wohlbefindens und der Erhöhung jener "inneren Energie" (qi) [108], die uns zu wachen, einträchtigen, optimistischen und lebendigen Geschöpfen machen soll. Aus diesem Grunde ist hier auch von "Übungen der inneren Erhaltung" (nei yang gong) [109] und "der inneren Stärkung" (qiangzhuang gong) [110] die Rede.

Der Westen wird hier wohl früher oder später noch Nachhilfeunterricht nehmen müssen.

2.2.6

Daseinsvorsorge und Umwelt: Der Ruf nach dem Staat

2.2.6.1

Wassersicherung und Wasserabwehr

Ein wichtiger Bestandteil der Daseinsvorsorge ist in China seit jeher *Wasser* gewesen, sei es nun Wasser(Trinkwasser!)-Beschaffung oder Wasserabwehr.

- Wasserbeschaffung: Ganze Landschaften, vor allem die nordchinesischen Ebenen und die dortigen Wälder, leiden in den knochentrockenen Herbst- und Wintermonaten an Wasserarmut. Appelle zur Wassereinsparung gehören denn auch zu den Ermahnungen, mit denen Nordchinesen täglich "gefüttert" und manchmal auch überfüttert werden.

In zahlreichen Städten gibt es mittlerweile Engpässe bei der Wasserversorgung. Besonders bedrückend ist die Situation in der Provinz Shandong und im Raum Tianjin. Insgesamt leiden mehr als 200 Städte unter Wassermangel, davon 40 unter akuten Engpässen. 1989 wurde der durch Wassermangel entstandene wirtschaftliche Schaden in insgesamt 94 Städten der Provinzen Shandong, Liaoning, Jiangsu, Heilongjiang und Shaanxi mit 12,7 Mrd. Yuan beziffert.

Sogar in der Hauptstadt können im Gefolge periodischer Wasserknappheit die Bewohner von Hochhäusern ihren Wasserbedarf nur während der Nachtstunden abdecken.

Gründe für die Wasserarmut Nordchinas sind neben der Verdunstung vor allem das Versickern in den porösen Böden und die seltenen Niederschläge außerhalb der Sommerzeit, daneben aber auch "menschengemachte Ursachen" wie Wasserverschmutzung und Verschwendung. Bereits zu Beginn der 90er Jahre waren 80% der Flüsse und Seen mehr oder weniger verunreinigt.⁶¹

Sparen ist unter diesen Umständen eine *conditio sine qua non*.

Da in Nordchina freilich 180 Millionen Menschen leben und da sich hier überdies das politische und z.T. auch kulturelle Zentrum des Landes befindet, ist ein bloß passives Einsparen auf die Dauer nicht ausreichend. Hinzu kommen muß vielmehr in Zukunft eine aktive Politik.

Während Nordchina unter Wasserknappheit leidet, darf sich das südliche China, vor allem das Yangzital, als Wasserparadies bezeichnen. Schon früh wurde daher die Parole "nan shui bei diao" [111] ("südliches Wasser nach Norden leiten") ausgegeben. Der Anfang ist hier zwar bereits gemacht, doch das mit Abstand ehrgeizigste Projekt, nämlich die Verfrachtung von Yangzi-Wasser nach Norden, ist bisher noch an den Milliardensummen gescheitert, die das Projekt voraussichtlich verschlingt.

Da Wasser in Nordchina ohnehin knapp, aber auch in den anderen Regionen nicht immer frisch genug aufbereitet ist, kommt es häufig zu Infektionen wie Bazillenruhr und zu endemischen Erkrankungen wie Fluorvergiftungen.

Mitte 1992 hatten erst etwa 30% der ländlichen Bevölkerung Leitungswasser zur Verfügung. Den meisten anderen Bauern blieb unter diesen Umständen nichts anderes übrig als stark verschmutztes Wasser aus Flüssen, Seen, Kanälen, Teichen und Grundwasserbrunnen zu beziehen.

Sogar die Bauern in der Umgebung von Beijing tranken in den 60er Jahren noch hauptsächlich Brunnenwasser, mit der Folge, daß sie jährlich bis zu rd. 3% von Ruhr befallen wurden. 1992 allerdings hatten in dieser Gegend immerhin bereits 80% der Bauern Leitungswasser zur Verfügung, so daß die Ruhr auf 0,3% der Bevölkerung zurückging.

Ziel der Beijinger Politik ist es, "sauberes Trinkwasser für alle" zu beschaffen. Bis 1995 sollen bereits 85% der Landbevölkerung gereinigtes Wasser und 35% sogar Leitungswasser zur Verfügung haben.⁶²

- Noch viel schwieriger freilich als Wasserbeschaffung ist seit Jahrtausenden die Wasserabwehr:

Je nach Jahreszeit gibt es manchmal zu wenig, dann aber auch wieder zu viel Wasser, vor allem im Bereich der Flüsse Huanghe, Yangzi, Huaihe und Haihe, die seit Jahrtausenden durch den massenhaften Einsatz unzähliger bäuerlicher Arbeitskräfte mit Dämmen flankiert, also gleichsam "eingemauert" werden mußten, wie ja überhaupt das traditionelle China ständig mit Ein- und Abmauerungsarbeiten beschäftigt gewesen zu sein scheint. Bekanntlich hat sich im Zusammenhang mit der wasserbauorientierten Produktionsweise, die sich vor allem im Ursprungsgebiet der chinesischen Kultur, nämlich der Huanghe-Ebene, entwickelte, die sog. "hydraulische Theorie" herauskristallisiert, die von der - keineswegs für ganz China generalisierbaren - Annahme ausging, daß der traditionelle konfuzianische Staat die damals lebenswichtigen Funktionen des Hochwasserschutzes und des Bewässerungswesens praktisch monopolisiert und dadurch jene spezifisch "asiatische" Spielform des Feudalismus geschaffen habe, die als "orientalische Despotie" auch im 20.Jh. noch Nachwirkungen zeige, vor allem in Gestalt der verschiedenen kommunistischen Machtsysteme.

Von einer Monopolisierung der Wasserschutzbauten durch den Staat konnte jedoch schon deshalb keine Rede sein, weil die meisten Dörfer in China ihre eigenen Bewässerungsanlagen unterhielten. Zutreffend ist aber immerhin, daß die Mammutbauten entlang der Hauptströme nur durch regionale Großeinsätze der lokalen Bauernschaft erstellt werden konnten. Trotz permanenter Dammbauten aber verzeichnet die Geschichtsschreibung in den vergangenen 2000 Jahren mehr als 1.500 Dammbüche am Gelben Fluß. Außerdem suchte sich der gewaltige Strom insgesamt 26mal ein neues Bett, wobei es jedesmal zu katastrophalen Verlusten an Menschenleben und Sachwerten kam. (Zur hydraulischen Gesellschaft vgl. auch den 1.Teil dieser Serie in C.a., Oktober 1993, S.1025 f.)

In den frühen 50er Jahren erfolgte hier ein neuer Anlauf, wobei Millionen von Bauern mit Spaten, Harken, Schubkarren und purer Muskelkraft Dämme auf einer Länge von 1.800 km bauten und verstärkten, 5.000 Uferdämme

mit Steinen auspflasterten und dabei 380 Mio.cbm Erde sowie 9 Mio.cbm Steine bewegten - eine Menge, die groß genug gewesen wäre, einen Damm von 1 m Höhe und 1 m Breite 9mal um die Erde herum zu bauen.

Seit dieser Zeit hat es am Huanghe keinen Dambruch mehr gegeben; allerdings hat die Verschlammung ständig zugenommen, so daß die Dämme laufend erhöht werden müssen. Durch dieses ständige "Auftürmen" der Dämme liegen viele Städte weit *unterhalb* des Wasserspiegels, z.B. die Stadt Xinxiang (Provinz Henan) 20 m, die Stadt Kaifeng (Henan) 13 m und die Hauptstadt der Provinz Shandong, Jinan, 5 m unter Huanghe-"Wasseroberkante"! Hier tickt m.a.W. eine Zeitbombe: Wehe die Dämme halten dem ständigen Druck nicht stand! Insofern ist der Gelbe Fluß auch heute noch eine der Hauptsorgen Chinas. Ähnliche Gefahren gibt es aber auch beim Huai und beim Haihe.

Früher wurden Wasserschutzbauten unter Einsatz Hunderttausender von Bauern durchgeführt.

Neuere Großbauten, wie z.B. das Mammutprojekt der "Drei Schluchten" (am Yangzi), dessen Bau 1992 beschlossen wurde, sollen dagegen weniger "per Hand" als vielmehr mit modernen Maschinen durchgezogen werden.

"Wasser" bleibt in China nach alledem immer noch eines der kostbarsten - und teuersten! - Güter, insofern es einerseits unter Einsatz ungeheurer Mittel besorgt, andererseits aber auch "entsorgt" werden muß.

2.2.6.2

Müll

Zum Themenbereich "Daseinsvorsorge/Umweltschutz" gehört auch das *Müllproblem*, das den meisten Städten im wahrsten Sinne des Wortes über den Kopf zu wachsen beginnt; allein in Shanghai fallen täglich 5.000 t Hausmüll und 7.000 t Bauschutt an. Wenn dann im Sommer noch die Wassermelonensaison anbricht, so beginnt auch die Zeit der Melonenschalen mit einem Volumen von täglich 5.000 t.

Auch mit Überstunden können die 18.000 Mülleimer in den Straßen und Gassen nur selten schnell genug geleert werden. Noch schwieriger als der Abtransport ist allerdings die Beschaffung von Müllablagerungsstätten. Die Deponie von Sanlintang im Osten Shanghais war bereits Mitte der 80er Jahre hoffnungslos erschöpft, nachdem sich hier ein bis zu 20 m hoher Berg aufgetürmt hatte. Da auch andere Deponien in unmittelbarer Stadtnähe schnell überfordert waren, wurde der Müll auf Kanalfähren in Dörfer abtransportiert, die teilweise bis zu 600 km Yangzi-aufwärts liegen. Für die Hin- und Rückfahrt benötigen die Fähren manchmal bis zu 10 Tage. Kein Wunder, daß die Stadt vor allem zur Sommerzeit im Müll zu ersticken drohte. Moderne Umwelttechnologie, vor allem Müllverbrennung, bei der "Schädliches in Nützlichem verwandelt" würde, taten also dringend not. In den 90er Jahren begann die Stadt - Hand in Hand mit ihren großräumigen Ausbauplänen - moderne Anlagen in ihre Pläne mit einzubeziehen.

2.2.6.3

Schutz der Umwelt

2.2.6.3.1

Sünden der maoistischen Vergangenheit...

Zu den "kostenlosen" Gütern, die im traditionellen China z.T. spontan geschützt wurden (ganzheitliches Denken), die streckenweise aber auch damals schon schwere Schäden erlitten (Abholzung ganzer Regionen!) gehört die Umwelt, die in den Anfangsjahren der Volksrepublik als solche kaum zur Kenntnis genommen, ja durch ungeschickte Eingriffe sogar noch besonders in Mitleidenschaft gezogen worden war, u.a. durch die vor allem zur Zeit des Großen Sprungs (1958) landesweit praktizierte Politik des Kampfes gegen die "Fünf Übel". Als eines dieser Fünf Übel galt neben Ratten auch der Sperling, gegen den in den 50er Jahren ein regelrechter "Volkskrieg" geführt wurde! Mit Gongs, Trommeln und anderen Klangkörpern bewehrte Schulklassen zogen damals auf die Felder und scheuchten die Vögel so lange in die Luft, bis sie flügelahm wurden und zu Boden stürzten. Auch andere Artgenossen teilten dieses Schicksal. Die Folge: Man war zwar die lästigen Vögel los, litt nunmehr aber um so stärker unter stechenden, beißenden und fressenden Insekten. Also folgte der Vogel-nunmehr eine Moskitojagd. Erneut ging man unter Einsatz von Millionen von Menschen dazu über, Gräser auszureißen, die als Brutstätte der Mückenlarven galten. Die Folge: Es kam zu Änderungen im Mikroklima und im Wasserhaushalt, da der Boden nun noch weniger Wasser hielt und die Winderosion schneller voranschreiten konnte. Die ohnehin zu trockene chinesische Luft wurde nun zusätzlich durch weiteren Staub angereichert und die Ackerkrume verwandelte sich in Beton.

Weitere Sünden gegen die Natur waren die damals unbremst voranschreitende Abholzung, aber auch die Überjagung der Wälder und die Überfischung der Meere. Die Folge: Der Fangertag an Schollen war in den chinesischen Anrainermeeren 1982 auf 1/82 des Ertrags von 1960 zurückgegangen. Außerdem drohten viele der 1.200 Vogelarten Chinas auszusterben.⁶³

2.2.6.3.2

...und der reformerischen Gegenwart

Aber auch die vier klassischen Umweltprobleme der Luft-, Wasser- und Bodenverschmutzung sowie der Lärmentwicklung fraßen sich tief in die chinesische Umwelt ein und machten sich auch schon im Alltag der 60er und 70er Jahre schmerzhaft bemerkbar - am meisten die Wasserverschmutzung: Gegen Ende der Mao-Ära wurden täglich rd. 70 Mio.t Abwässer aus Fabriken und Haushalten ungeklärt in die Flüsse eingeleitet. Bereits 1979 waren 850 Flüsse verseucht, davon 230 in besorgniserregender Weise - mit verheerenden Konsequenzen auch für die Trinkwasserversorgung.⁶⁴

1990 hatte sich die Lage noch weiter verschlechtert. Angeblich waren es jetzt jährlich 30 Mrd.t, die Jahr für Jahr ungeklärt in die Bäche und Ströme des Landes schäumten.

Bereits 1990 wiesen die 141 größeren Flüsse des Landes auf einer Gesamtlänge von rd. 20.000 km einen alarmierenden Verseuchungsgrad auf, wodurch ca. 65% der

Bevölkerung von trinkbarem Wasser abgeschnitten wurden. Jedem Besucher Shanghais ist ein Blick auf den "Jauchekanal" des Suzhou Creek in unvergeßlicher Erinnerung, der am weltberühmten "Bund" in den Huangpu fließt und durch eine unnachahmlich trübe Färbung ins Auge sticht. Kein Wunder; denn allein in dieser größten Stadt Chinas wurden 1990 jeden Tag von den 5,1 Mio.t anfallenden Industrie- und Haushaltsabwässern 4 Mio.t direkt in die Flüsse eingeleitet. Ein "Gesetz über die Verhinderung von Wasserverschmutzungen" war zwar bereits 1984 ergangen, hatte aber, wie diese Zahlen zeigen, wenig Erfolg gehabt.⁶⁵

An zweiter Stelle der Versündigung gegen die eigene Umwelt stand die Luftverschmutzung, die vor allem darauf zurückzuführen ist, daß Kohle - mit 76% i.J. 1990 - immer noch als Hauptenergieträger Verwendung findet, so daß die Luftsäule über den meisten chinesischen Großstädten lange Zeit rußgeschwängert und von "Gelben Drachen", d.h. schwefeligen Rauchwolken, durchkräuselt war.

Über vielen Städten Chinas hängen auch heute noch schwarze Wolken von Schadstoffkonzentrationen, die weit über den internationalen Toleranzgrenzen liegen. Hauptgrund dafür ist die Verfeuerung von jährlich ca. 1 Mrd.t hochgradig schwefelhaltiger Kohle, durch die in den Ballungsgebieten Extremwerte von 600-1000 ug Schwefeldioxid pro cbm erreicht werden. Dies ist das Zehn- bis Siebzehnfache desjenigen, was die Weltgesundheitsorganisation für gesundheitlich gerade noch zulässig festgestellt hat (60 ug!).

Jährlich werden etwa 6,85 Mio.t Schwefeldioxid in die Luft geleitet, womit China gleich hinter den USA den weltweit zweiten Platz hält.

Auch hier sind in den 80er Jahren energische Gegenmaßnahmen getroffen worden, doch wurden die "Schmutzschleudern" lediglich durch Scheinlösungen ersetzt und zwar durch Verlagerung der Verursacher hinaus auf die Dörfer, wo es noch weitaus weniger Filterungsanlagen gab als in den urbanen Zentren.⁶⁶

Auch die Bodenverseuchung rings um die Städte nimmt laufend zu, da in China unversiegelte Mülldeponien die Regel sind und der Haus- und Industriemüll daher "irgendwo" an den Stadträndern oder aber auf Flußinseln landet, wo er, wenn alles gut geht, bei der nächsten Flut "entsorgt" wird - wiederum auf Kosten der Wasserqualität!⁶⁷

2.2.6.3.3

Umweltschutzgesetzgebung: Theorie und Praxis

1979 erging das erste "Umweltschutzgesetz" (huanjing bao fa) [112],⁶⁸ in dem viele gutgemeinte Maßnahmen und "Prinzipien" festgelegt waren, die bei der Popularisierung des Wertebewußtseins begannen und über die Priorität der Vorbeugung (§ 6), der Einheit von Planung, Wirtschaftsentwicklung und Umweltschutz (§ 4 und 5) bis hin zur Verursacherhaftung, zur Massenlinie im Umweltschutz (§ 8) und zur "Verwandlung von Schädlichem in Nützlichem" (hua hai wei li) (§ 4) [113] reichten. Wichtige Maßnahmen richteten sich auch auf die Umwandlung der "Drei Abfälle" (san fei) [114], d.h. der Abwässer, Abgase und Schlacken in "Nützlichem",

darüber hinaus die "Drei Zugleich" (san tong shi) [115], d.h. die Einbeziehung von Umweltschutzgesichtspunkten bei der Planung, beim Bau und beim Betrieb von neuen Projekten.⁶⁹

Bezeichnenderweise findet der Ausdruck "Verschmutzung" (wuran) [116] nicht nur auf die Verschmutzung der physischen, sondern auch der psychischen Umwelt ("geistige Verschmutzung!") Anwendung.

Die neue Gesetzgebung kam nicht einen Augenblick zu früh, und sie erfüllte überdies auch bei weitem nicht die Erwartungen, die in sie gesetzt worden waren. Überdies hatten die von der Propaganda immer wieder so liebevoll hervorgehobenen drei Haupttugendenschaften des Umweltschutzes bereits in maoistischer Zeit eingesetzt, nämlich die Begrünung der städtischen Anlagen, die (in Teil 1.1 geschilderte) Biogaserzeugung und die Anlage einer "Großen Grünen Mauer", die der weiteren Ver-Wüstung von West nach Ost Einhalt gebieten sollte:

- Jedem Besucher chinesischer Städte fällt heutzutage sofort die *Begrünung* der städtischen Alleen ins Auge, die zumeist in mehreren, manchmal sogar 6-8 Baumreihen hervortritt, wobei Platanen, Pappeln, Ginkgobäume, Himalaya-Zedern, Kiefern, Mimosenbäume und Tamarisken bevorzugt werden - besonders schön sind diese Anlagen in Nanjing gelungen. Der Radfahrer hat hier manchmal den Eindruck, durch einen Lichtdom zu fahren und empfängt so ein Stück Lebensqualität.

- Die *Große Grüne Mauer* ist 1978 beschlossen worden: Sie sollte in Form eines 7.000 km langen Waldschutzstreifens vom westlichen Xinjiang bis zum nordöstlichen Heilongjiang angelegt werden und den Sandstürmen sowie der Bodenausschwemmung ein Ende bereiten und damit die stetig nach Osten wandernde Wüste Gobi biologisch "festnageln". Die erosionsbetroffenen Flächen machten zu Beginn der 90er Jahre bereits 1 Mio.qkm aus - etwa 10% der Fläche des ganzen Landes. Schutzwälder dienen darüber hinaus auch der Staubbekämpfung. Staub ist für den Beijinger das gleiche was für den Londoner der Nebel ist: In der Hauptstadt fallen jährlich 3 t Staub auf jeden Hektar Boden und lassen damit die Luft unerträglich trocken werden.

Nach chinesischen Erfahrungen bindet 1 ha Baumbestand jährlich 300-900 kg Staub, gibt 4.500-7.500 t Feuchtigkeit ab und speichert 300 t Wasser.

Der Staub aus dem Norden Chinas wird durch drei gewaltige Windkanäle aus Nord/Nordost- und Nordwestchina in Richtung Hauptstadt geweht und sorgt dort für Austrocknungen, Erkrankungen der Atemwege und Augenzündungen.

Die Anlage von Waldschutzgürteln dient deshalb auch einer Verbesserung der Lebensqualität in Nordchina.

Vor allem die Hauptstadt will sich durch drei "Verteidigungslinien" schützen, nämlich durch den ersten strategischen Waldgürtel, der sich aus dem oben genannten 7.000 km langen Baumstreifen ergibt, zweitens durch neue Wälder, Wasser- und Bodenschutzprojekte im Bereich des Yanshan-Gebirges und schließlich durch eine dritte Aufforstungslinie auf den nördlichen Ebenen um Beijing herum.

Seit Beginn der 80er Jahre wurden auch zahlreiche Regionen zu Naturschutzgebieten erklärt - Ende 1993 waren es etwa 430 (bis 2000 sind 500 geplant) -, gegliedert nach drei Typen (Typ I: Wälder und Pflanzen, Typ II: Wildtiere, Typ III: naturhistorische Überreste) - die beiden ersteren machten etwa 95% aus.⁷⁰ In der Propaganda spielen hierbei die Panda-Schutzgebiete eine besonders prominente Rolle.

Beim Umweltschutz im großen kann der Staat eingreifen, beim Umweltschutz im kleinen andererseits mußte der chinesische Gesetzgeber angesichts der im Transdanweibereich unterentwickelten "Staatsbürgergesinnung" schnell zur Kenntnis nehmen, daß unspezifizierte Anordnungen wenig Wirkung zeigten. Nur die Danweisierung würde wenigstens Teilerfolge mit sich bringen. Also schaltete die Praxis von der generell gesetzlichen Vorgabe auf die sozusagen bilaterale - und vertragliche - Festlegung konkreter sachlicher, verfahrenstechnischer und örtlicher "Verantwortungsbereiche" um. Staatliche Stellen schlossen also mit Fabriken, Nachbarschaften und Dörfern Verträge ab, wonach beispielsweise ein staatlicher Betrieb gewisse Gewinneinbehaltungsrechte zugesprochen erhielt, wenn er seinerseits alle Umweltauflagen korrekt umsetzte. Als Modell für diese neue Spielform des Umweltschutzes erwies sich das Beijinger Shoudu-Eisen- und Stahlkombinat, das einschlägige Abmachungen mit der Zentralregierung erstmals 1982 traf.⁷¹

Philosophisch war die Umweltproblematik in typisch chinesischer Weise - also dialektisch - angegangen worden, indem die "Lösung des Widerspruchs zwischen Entwicklung und Umweltschutz" in den Mittelpunkt rückte. Offiziell sollten Entwicklung und Ökologie im Gleichgewicht gehalten werden - eine hübsche Umschreibung für die Tatsache, daß die ganzen 80er Jahre über der Aufbau de facto wichtiger war als die Umwelt.⁷² Erst in den 90er Jahren sollte nach der offiziellen Planung durch den Einsatz von Öko-Techniken auch die "allseitige Sanierung der Umwelt" in Angriff genommen werden.

Wer Lösungen dieser Art so großzügig auf die lange Bank schiebt, zeigt, daß ihm Wachstum letztlich mehr am Herzen liegt als Sorge für die Umwelt.

Anmerkungen

- 1) Vgl. die zusammengefaßten Reden Deng Xiaopings vom Frühjahr 1992 in: ZM, April 1992, S.23-27, hier 27.
- 2) C.a., Juni 1990, Ü 43.
- 3) DGB, 17.7.90; C.a., Juli 1990, Ü 8.
- 4) SWB, 7.8.92, zit. nach *Zhongguo tongxun she*, 21.7.92; C.a., Juli 1992, Ü 42.
- 5) RMRB, 21.12.92, S.4.
- 6) Sun hat in seinen Sanminzhuyi-Vorlesungen von 1924 im 3.Buch, das sich mit der Sozialpolitik (minshengzhuyi) befaßt, freilich nur die beiden ersten "Bedürfnisse" ausführlich behandelt, nicht dagegen das Kleidungs- und Infrastruktur-Thema. Dies wurde von Jiang Jieshi in seinen bekanntesten "Ergänzungen" (pu shu) nachgeholt. Dazu *Guofu yijiao*, Taipei, o.J. (Vermächtnis des Vaters der Republik), Buch II, S.1 ff.
- 7) Erschienen im Maiheft 1992 der chinesischen Zeitschrift *Gastronomie in China*.
- 8) Lu Wenfu, *Der Gourmet*, aus dem Chinesischen von Ulrich Kautz, Diogenes-Verlag, Zürich 1993.
- 9) GB 1993, S.557-565.
- 10) Ebenda.
- 11) XNA, 8.9.87.
- 12) BRu 1989, Nr.30, S.20.
- 13) Dazu CiA, Oktober 1987, S.67.
- 14) CiA, Juli 1982, S.61 f.
- 15) XNA, 23.7.91.
- 16) JJRB, 11.5.87.
- 17) SCMP, 10.5.93; XNA, 15.5.93.
- 18) Vgl. z.B. AWSJ, 11.5.93.
- 19) Vgl. Oskar Weggel, "Rückblick auf das Erdbeben von Tangshan" in: C.a., Januar 1977, S.737.
- 20) CD, 1.3.89.
- 21) BRu 1993, Nr.33, S.27; zu früheren Zuständen vgl. CiA, Juli 1987, S.34.
- 22) XNA, 22.10.88.
- 23) CH, Mai 1992, S.47-49.
- 24) Vgl. dazu im einzelnen die Bestimmungen über die "Reform des Wohnsystems" vom 15.2.1988, GB 1988, S.179-186, die Bestimmungen über die Gewährung von Wohngeldzuschlägen, GB 1988, S.42-49, und die Vorschriften über Wohnungsbau durch Privatpersonen in C.a., September 1987, S.744.
- 25) So RMRB, 8.5.81.
- 26) Dazu beispielsweise RMRB, 15.5.84.
- 27) XNA, 10.4.93; C.a., April 1993, Ü 33.
- 28) JJRB, 22.6.93.
- 29) Näheres dazu C.a., Juli 1981, Ü 39; C.a., September 1987, S.742 ff.
- 30) So *Jianzhu xuebao*, (Architektur-Monatszeitschrift) 1981, Nr.4 in BRu 1981, Nr.29, S.30.
- 31) XNA, 14.1.93.
- 32) Vgl. z.B. BRu 1992, Nr.39, S.50.
- 33) BRu 1991, Nr.37, S.17.
- 34) BRu 1988, Nr.50, S.27.
- 35) Vgl. dazu die Reportage in BRu 1987, Nr.3, S.30 f.
- 36) BRu 1993, Nr.40, S.12.
- 37) Ebenda.
- 38) Ebenda, S.11.
- 39) RMRB, 22.2.93; C.a., Februar 1993, Ü 29.
- 40) XNA in SWB, 12.4.93.
- 41) RMRB, 8.6.87.
- 42) Ebenda.
- 43) DW, 22.1.80.
- 44) Abgedruckt in: ZHRMGHG weisheng fagui huibian 1978 nian - 1980 nian, Beijing 1981, S.137-142 (Sammlung der Rechtsbestimmungen über das Gesundheitswesen in der VR China).
- 45) CH, Juni 1990, S.56 f.
- 46) GB 1985, S.460 f.
- 47) GB 1987, S.614-618.
- 48) GB 1988, S.22-26.
- 49) XNA, 12.10.93; C.a., Oktober 1993, Ü 28.
- 50) Jeff Bradley, *Indonesia Times*, 27.12.83.
- 51) CiA, Januar 1982, S.33-36.
- 52) BRu 1985, Nr.3, S.9, 21.
- 53) XNA, 21.8.90.
- 54) XNA, 27.4.93.
- 55) GMRB, 10.4.93.
- 56) Ebenda; C.a., April 1993, Ü 25.
- 57) XNA, 18.1.92 und 18.2.93.
- 58) BRu 1985, Nr.1, S.8.
- 59) RMRB, 21.5.87.
- 60) BRu 1986, Nr.51, S.7 f.
- 61) RMRB, 18.12.90.
- 62) RMRB, 5.12.91.
- 63) Näheres dazu C.a., Juli 1987, S.592 f. m.N.
- 64) RMRB, 10.11.80.
- 65) GB 1984, S.307-313.
- 66) C.a., Juli 1987, S.585 f.
- 67) C.a., Mai 1990, Ü 29.
- 68) *Falü huibao*, Beijing 1984, S.172-180 (fortan FLHB).
- 69) C.a., Juli 1987, S.581 m.N.
- 70) CH, September 1993, S.12 ff.
- 71) Dazu SOAa, Juli 1987, S.580 m.N.
- 72) Weitere Einzelheiten in C.a., Februar 1986, S.106.

- [1] 中等水平的国家
 [2] 平均主义
 [3] 中等水平
 [4] 推下海还是引下海?
 [5] 民生四大需要
 [6] 食,衣,住,行
 [7] 吃饭
 [8] 生活的艺术
 [9] 吃饭;吃不平;吃苦;你吃过饭么?
 [10] 请客
 [11] 吃人的
 [12] 吃人虎
 [13] 糖衣炮弹
 [14] 人口
 [15] 煮;烫;浸;焖;烧;蒸;炸;爆;烤;醉
 [16] 烹调书
 [17] 宴会
 [18] 土包子
 [19] 菜单
 [20] 书法家
 [21] 味道
 [22] 朴
 [23] 火候
 [24] 一体化
 [25] 五香
 [26] 地方菜;风味的菜
 [27] 淮扬
 [28] 饺子;交;锅贴
 [29] 点心
 [30] 尝尝
 [31] 人参
 [32] 饮料
 [33] 宴会
 [34] 乾杯
 [35] 杜康酒
 [36] 茅台酒
 [37] 烧酒
 [38] 茶道
 [39] 茶
 [40] 绿茶;红茶;花茶;乌龙茶;砖茶
 [41] 龙井
 [42] 碧螺春
 [43] 婺源
 [44] 景德镇
 [45] 八仙桌子
 [46] 五星;青岛啤酒
 [47] 马尿
 [48] 龙象
 [49] 啤酒
 [50] 崂山
 [51] 可口可
 [52] 天福
 [53] 锅
 [54] 切菜刀
 [55] 大师傅
 [56] 热
 [57] 冰箱热
 [58] 筷子
 [59] 食物结构
 [60] 白菜
 [61] 豆腐卤;甜豆浆;油条
 [62] 他是一个老油条
 [63] 不要吃我的豆腐
 [64] 旗袍
 [65] 旗
 [66] 长袍;大褂
 [67] 开裆裤
 [68] 云
 [69] 锦城
 [70] 锦江
 [71] 蚕
 [72] 繭(茧)
 [73] 樂(乐)
 [74] 和平饭店老年爵士乐团
 [75] 打扮
 [76] 她/他爱打扮
 [77] 毛发再生精
 [78] 炕
 [79] 田皮;田骨
 [80] 胡同
 [81] 弄堂
 [82] 胡话;胡乱;胡说
 [83] 马路
 [84] 四合院
 [85] 衙门
 [86] 崩
 [87] 自行车
 [88] 停
 [89] 小面;面的
 [90] 农村合作医疗
 [91] 两观五改
 [92] 爱国卫生运动
 [93] 四期
 [94] 三防
 [95] 赤脚医生;卫生员;接生员
 [96] 红十字会
 [97] 医疗事故
 [98] 矛盾
 [99] 皇帝内经
 [100] 针灸;太极拳
 [101] 艾
 [102] 气功疗法
 [103] 神农本草经
 [104] 无随吐痰
 [105] 吃得太多
 [106] 出四害
 [107] 优生
 [108] 气
 [109] 内养功
 [110] 强壮功
 [111] 南水北调
 [112] 环境保法
 [113] 化害为利
 [114] 三废
 [115] 三同时
 [116] 污染